

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 17

Paul Schallück Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Klaus Gruhn



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 17

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem
Förderverein Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden
Band 17

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-
ten sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile des-
selben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in an-
deren als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im AISTHESIS VERLAG
© 2008 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-89528-662-9
Redaktion: Wolfgang Delseit
Lektorat: Lelo C. Burkert-Auch
Satz: TIESLED Satz & Service, Köln
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
Printed in Germany

Inhalt

Die alte Ems	7
Im Joche des Pedanten	9
Gefangen	10
Sprung in die Freiheit	11
Manifest der Jugend an die Welt	12
Aus: Mutter Chaos. Ein Credo	14
<i>Die Maske ist unser wahres Gesicht</i>	16
<i>Wenn man aufhören könnte zu lügen</i>	24
Ein unerklärlicher Augenblick	33
<i>Na hör mal, wer verliebt sich denn schon?</i>	37
<i>Wo sollen wir denn hin?</i>	46
»Beileibe nicht« – Nachruf auf einen Lehrer	61
<i>Die Mauer</i>	69
<i>Keiner ist verloren</i>	77
Mein Verhältnis zu Westfalen	88
<i>Ein neuer Chef. Alle Kraft voraus in starrem Braun</i>	91
<i>Niederhagen – die Zeit war aufgerissen wie eine Wand</i>	96
<i>Deutschstunde</i>	102
Warendorfer Pferde	108
Erfolg! Erfolg!	117
<i>Verrückt?</i>	120
<i>Laß doch den Onkel reden, Kind</i>	126
<i>Die Hand</i>	132
Olympische Disziplin	137
Wir Zauberlehrlinge	139
<i>Hierzulande und anderswo. Gedichte</i>	142
Israel	146
Countdown zum Paradies I und XII (Finale)	147
Nachwort	153
Textnachweis	164



Paul Schallück (sitzend, zweiter von rechts) bei der Einschulung Ostern 1928.



Paul Schallück an der Ems bei Warendorf im Juni 1941

Die alte Ems

Es murmelt die Ems in geschwätziger Weise,
Sie plätschert und tätschelt am Uferrand.
Sie fließt niemals fort, immer rauscht sie leise
Dem Schilfe gleich am feuchten Strand.

Nur einige Stündchen einst stand sie stille,
Sie staunte über den Lichterschein.¹
Sie staunte über des Menschen Wille,
Der dieses schuf und so klar und rein.

Sie stand und vergaß ganz den Lauf, das Fließen.
Die Bögen brannten im blauen Licht:
Sie wollte nur einmal die Pracht genießen.
Die roten Fackeln gossen schlicht

Die rötliche Flut auf die Straßen nieder.
Sie sah mit pochendem Herzen auf
Die betenden Menschen, die sangen Lieder,
Die hier verklangen an ihrem Lauf.

Es waren die Lichter schon lange verglommen,
Doch stand noch immer die Ems im Bann.
Sie war vom Heimatfest eingenommen.
Das Licht – das Dunkel – nun, was gewann?

Da zitterte über Wiesenhaine
Aus weiter Ferne ganz schaurig-dumpf
Beim letzten blutrötlichen Fackelscheine
Des Glöckleins Klagen im Erdenrumpf.²

Es wimmerte, bebte und klagte laut. –
Es jammert hundert Jahre dort. –
Es mußte ja sein einst des Teufels Braut
Im Kolk, dem schaurigen Teufelsort.

Die Ems, sie erschrickt, sie wird starr und bleich,
Sie stockt, sie kann nicht mehr weiterfließen,
Sie sah ja noch eben den gelben Teich
Die fahlen Fluten in sich ergießen.

Das Herz setzt nun aus und sie starrt und starrt,
Sie schmiegt betäubt sich an den Rand.
Von hinten die Wasser, sie drängen hart,
Sie strömen über das flache Land.

Am Brückengehölz liegt das Wasser bleich,
Ein kleiner Graben verbindet schein
Die flutenden, strömenden Wasser reich,
Sie gruben schnell sich ein Flußbett neu.

Das tote Gewässer liegt heute noch
Erstarrt und träumend im alten Bette,
Entfernt von dem gelblichen Teufelsloch
Im Wasser trägt's eine Rosenkette.

- 1 Anspielungen auf die Warendorfer Stadtausleuchtung zum Fest
Mariä Himmelfahrt.
- 2 Anspielungen auf eine Warendorfer Ortssage.

Im Joche des Pedanten

So kann das Leben doch nicht sein,
So zwischen Pult und sattem Mahl,
So ohne jeden Feuerschein
Und ohne jede Lebensqual.
Kein Drängen in der breiten Brust
zu unerstiegen hohen Zielen:
Nur immer mit erzwungner Lust
Im Gletscherbache wohl sich fühlen.
Nur wiederkaun, was andern schmeckte.
Mit stumpfer Klinge nur erfechten,
Woran bereits der Neger leckte,
Worum sich die Kanaken rechten.
Warum nicht mal vom Lande springen
In den verteufelt wilden Fluß?
Warum nicht um sich selber ringen
In jugendheilgem Wuterguß?

Gefangen

Nach meiner Zukunft schau ich aus
und steh am Stacheldraht,
verwundet und gefangen –
Da weht ein Duft von Heidekraut
über die Wälle, die uns umgrenzen,
zu mir, den dumpfen Gemütes, ach!
und trüber Ahnungen voll
Heimweh plagt
und Sehnsucht des Rehes nach Wald und Bach.

Was blühst du noch hinter den Hügeln,
kleine Blume,
und sendest mit deinen Gruß,
mir, dem Gefangnen!
Was scheinst du, o Sonne,
vom blauen, blauen Himmel
noch in das Elend eines Vergeßnen!
dem Tod endlich ein Freund nur ist?
Wo ist ein Ende und wann? –

Wie, daß ich es nicht gewahrte!
Da blüht ein zierlich Blümelein
mit heller blauer Blüte
recht kümmerlich
im trocknen Staube neben mir.
O, liebend will ich dich in meine Hände bergen,
will deine Zartheit behüten
wie unter dem Herzen die Mutter ihr Kind.
Bist du denn nicht meine Zukunft...

Sprung in die Freiheit

– Geht hin, ihr seid frei! –
Frei? – frei?! – frei!!
Da stehen wir auf der Straße
inmitten all der Freiheit,
inmitten all der Trümmer
und schreien nicht auf
und küssen nicht
den bangersehnten Boden
wie in unsern Träumen.
Wir lächeln, lächeln nur
und stehn und schau
und schweigen voller Scham und Freude.

Ein fremdes Land,
das uns verschlingen wollte,
hat uns ausgespieen.
Und dunkle Nächte
haben sich verweint
nach dieser Straße:
Nun ist sie da.
Wir stehn und schau,
inmitten all der Freiheit,
inmitten auch der Trümmer
und lächeln, lächeln nur.

Manifest der Jugend an die Welt

Völker der Welt! Menschen!

Noch sind die Toten des letzten Krieges nicht gezählt, da scheint die Menschheit schon wieder vergessen zu haben, daß sie am Rande des Abgrundes stand. Kann oder will der Mensch die Vernichtung und Zerstörung, die Wunden, den Hunger und den Tod, die Scheußlichkeiten, Greuel, Unmenschlichkeiten und das unsagbare Leid des vergangenen Krieges so schnell wieder aus seinem Gedächtnis streichen? Das könnte verhängnisvolle und unabsehbare Folgen haben. Soll denn der Mensch – aus welchen Gründen auch immer – wiederum antreten, um seinen Mitmenschen, seinen Bruder zu töten? Darf zum dritten Male die selbstgeschmiedete Axt ergreifen, um nun endgültig und restlos sich und seine Welt zu zertrümmern? NEIN!

Die Jugend der Welt, der Rest einer verheißungsvollen, in zwei Kriegen untergegangenen Generation, will keinen Krieg! Sie wehrt sich dagegen, die letzte Generation der Menschheit zu sein. Sie will in jedem Menschen – jeden Stammes, jeden Volkes, jeder Nation, Rasse und Religion – den Mitmenschen lieben oder ihn wenigstens achten. Die Jugend der Welt ist den beschwerlichen Weg angetreten, sich loszusagen von allen untermenschlichen Trieben, Erscheinungen und Elementen, um in sich ein neues gottähnlicheres Menschenbild zu errichten, und protestiert dagegen, daß ihre begonnene Arbeit durch einen neuen Krieg zunichte gemacht wird.

DIE JUGEND DER WELT WILL KEINEN KRIEG!

Diesen eindeutigen und unbeugsamen Willen tun wir hiermit all denen kund, die irgendeinen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß haben auf das politische Gesche-

hen der Welt. Wir erwarten von jedem, der diese Worte liest oder hört, daß er aufbietet, was immer in seiner Macht liegt, um den Ausbruch eines neuen Krieges zu verhindern. Wir fordern jeden einzelnen auf, von dem Augenblick an, da ihm dieses Manifest zu Augen oder Ohren kommt, vier Wochen lang jede freie Minute daran zu setzen, um mit Hilfe der jeweiligen Möglichkeiten, der eigenen Phantasie und Initiative einen waffenlosen und unblutigen Kampf gegen den Krieg aufzunehmen. Glaube niemand von sich, er sei nicht stark und mächtig genug dazu. Wir fordern die gesamte Menschheit auf, sich ohne Rücksicht auf Parteien, Konfessionen, Nationen. Rassen oder sonstige Zusammengehörigkeit zu erheben wie ein Mensch, um von den Regierungen der Völker zu verlangen, sich menschlich und brüderlich zu vertragen und endlich einen wahren und dauerhaften Frieden zu konstituieren.

WIR RUFEN DIE WELT AUF ZUM KAMPF GEGEN DEN KRIEG!

ZUM KAMPF FÜR DEN FRIEDEN!

Warendorf, den 21. Juli 1947

Für die
Unabhängige Jugend-Diskussions-Gruppe

gez. Paul Schallück Engelbert Schücking

Aus: Mutter Chaos. Ein Credo

2

Ich will nicht, Gott,
daß du dich um mich grämst.
Wenn du mir die
Verantwortungen nähmst,
auf die ich stolz bin,
sie allein zu tragen,
dann würde ich
dir meinen Dienst aufsagen.

Bist du nicht mehr
als nur ein großer Wagen,
auf den wir alles,
was wir tun und sagen,
hinwerfen können,
der dann von uns fährt
und sich den Teufel
um uns Menschen schert?

3

Denn wo ist Gott! –
Viel Lärm war in den letzten Tagen;
Geräusche standen in uns auf
wie hohe Mauern;
und auch in uns immer nur Blut, nur Blut
und das ist taub.

Nein, es ist wild!
Und weil es wild ist, warf sich's auf
zum Herrscher: demutlos
und eigensinnig. –

14

Als nah beim Tod Schrecklicheres uns befiel,
erkenntnissschwer,
da wußten wir,
daß Einsamkeit uns zur Geliebten wurde;
denn Gott, der Kindergott, war tot. –
Nun bauen wir
am neuen Gott, suchend in Leid, und baun
uns mit hinein.



Paul Schallück, etwa 1952

Die Maske ist unser wahres Gesicht

Und dann waren sie im Saal. Im Saal? In einer anderen Welt, vielleicht auf einem anderen Stern, auf dem Zweibeiner unter völlig anderen Bedingungen leben als auf der Erde. Sie standen hoch oben am Rand eines brodelnden Hexenkessels, am Rand einer Zirkusarena, in der es wimmelte und quirlte, aus der Tabakwolken aufstiegen und Konfettigestöber, Dunstschwärme, Tanzmusikfetzen, Quietschschreie, eine Nebelsuppe von ineinander gemengten Gerüchen, Farben und Geräuschen. Es kribbelte auf der Tanzfläche und auf den abfallenden Stufen wie in einem Ameisenhaufen, in dem der Stock eines Sonntagsspaziergängers gebuddelt hat. Tausenderlei Farbensplitter, nackte Schultern, rote Nasen, zuckende, braune Beine konnte man sich vermischen sehen, wenn man eine Zeitlang hinblickte. Quirlend bunt, kribbelnd bunt, flimmernder Farbenschaum. Und über allem die schwirrende Rhythmenpeitsche zweier versteckter Kapellen oder ein selig weinender Guß schmelzender Melodien. Ein riesiges, harmloses Ungetüm, das in schäumender Ekstase aufjauchzte, zuckte, Luftschlangen ausspie und bebte, weil es sich fortwährend an unverstandenem Gelächter verschluckte.

»Weiter, weiter«, drängte Renate.

»Ich werd' verrückt«, lachte Albert, nahm das Mädchen bei den Hüften, küßte es und wollte davonspringen. Marion packte ihn beim Rock.

»Halt, Bürschchen! Erst zum Tisch, sonst weißt du ja gar nicht, wo wir uns wiederfinden.«

Als sie zum Tisch kamen, hoch oben unterm Zirkuszelt eingeklemmt, mußten sie schreien, um sich einander verständlich zu machen.

»Toll, was!«

»Ich werd' verrückt!«
»Was sagst du?«
»Komm, tanzen, damit wir reinkommen.«
»Erst was trinken.« Marion hatte Schnaps und Wein bestellt, sie tranken, um das Schwergewicht zu verlagern, aus sich herauszulegen. Und als sich Thomas und Marion auf die Tanzfläche schoben, Cowboys und Bajadern, Spanierinnen und Negern, Haremsdamen und befrackten Herren auf die Füße traten, fragte er, nah an ihrem Ohr und fast atemlos im wimmelnden Haufen:
»Woher hast du eigentlich das Geld?«
»Das ist doch heute egal«, schrie sie übermütig und versuchte, sich wirbelnd zu drehen, versuchte es nur.
»Egal ist das nicht«, fing er sie auf.
»Es ist von Alex.«
»War er wieder da?«
»Er hat's geschickt. Sollte ich es nicht annehmen?«
»Doch, doch. Aber du weißt doch, Marion...«
»Bitte, jetzt nicht. Wir haben doch neu angefangen, oder? Heute ist Karneval.« »Na klar«, er küßte sie ausgelassen, wollte aber noch fragen, ob auch der Teppichhändler im Saale wäre, da war Marion schon weg. Ein rot gehörnter Teufel entführte sie. Und er selbst...? Nun, er drängte sich an der Brust Maria Stuarts weiter durch das aufgequirlte Gliederzucken.
Renate und Albert tanzten noch immer nicht. Sie leerten den Rest der Flaschen und machten dann einen Rundgang.
»Schau dir den dicken Nudelfabrikanten dort an«, schrie Renate quiekend und kniff Albert in den Arm. »Wie der auf seinem Stuhl hängt und der Mona Lisa mit seinen Würstchen in den Busen fingert. Das darf er sich nur einmal im Jahr erlauben.«
»Kennst du ihn?«
»Woher? Oder die kleine Kokette da. Zwölf Monate wartet sie darauf, einmal das Röckchen heben und lüsterne

Augen machen zu dürfen. Sonst muß sie züchtig sein, und sie ist es gar nicht gern.«

Sie wurden angestoßen und beiseite geschoben, mehrmals. Zweimal fiel einer über Renate her, knutschte sie und wollte sie entführen. Aber sie wehrte sich bissig.

»Weißt du«, sagte sie, »das Ganze ekelt mich an.«

»Warum bist du dann hierher gekommen.«

»Ich hatte es mir anders vorgestellt. Ich habe ja noch nie einen Kostümball mitgemacht.«

»Du bist eben noch zu nüchtern, Renate, das ist alles.«

»Ich vertrag' einen Waschkessel voll. Wozu ist das alles? Diese Bürger und stocksteifen Studenten. Das ist doch Krampf. Mit Gewalt suchen sie etwas zu erleben, irgend etwas. Lustig sein, um zu vergessen, betäuben, totschiagen. Und dabei gibt es so viel Arbeit auf der Welt. Mit verkrampfter Lustigkeit stopfen sie ihren nächtlichen Fragen den Mund. Spießbürger. Wer tagsüber schuftet muß für seine paar Groschen, kommt nicht hierher.«

»Geh, wir müssen was trinken.« Albert führte sie zurück ins Schwalbennest unterm Zirkuszelt.

»Marion hat noch was in der Tasche.«

»Na schön, trinken wir«, und Renate kippte einige Gläser Schnaps hinunter. »Weißt du übrigens, was eine Maske ist?«

»Wieso? Meinst du den Mephisto da?«

»Ich meine alle. Prost, Albert! Dich mit deinem verunglückten Schnäuzer meine ich auch. Die Maske ist unser wahres Gesicht. Je mehr wir uns bemalen, um so mehr scheint es durch. Du möchtest männlich aussehen, darum malst du dir einen Schnäuzer an. Marion ist im Grunde ihres Herzens ein Haremsweib und ich eine verunglückte Kapitalistin. Mir fehlen nur die Moneten. Du kannst die Menschen nie so gut kennenlernen, wie wenn sie mit Masken, mit wirklichen oder geschminkten daherkommen. Hier kannst du Studien machen.«

»Ich denke gar nicht dran«, lachte Albert. »Heute will ich mal keine Studien machen. Du bist mir zu philosophisch, Renatchen, wenigstens für diese Umgebung. Kannst du nicht auch lustig sein, wie all die Leute hier?« Er nahm sie hoch, setzte sie auf seine Knie, küßte sie, fingerte hier, fingerte dort und mußte schließlich Atem holen. Renate auch.

»Du hast recht«, sagte sie und brach plötzlich in ein gequältes Gelächter aus, gräßlich.

»Komm, Albertchen, man muß mal vergessen, na klar, mitten hinein. Prost! Tauchen wir unter.«

Sie sprangen aus dem Nest, die Stufen hinunter, in den verknäulten Strudel hinein. Sie tauchten unter. Schäumende Wogen von Tabakschwaden, Parfümwolken, an- und abschwellendes Musikgetöse, Rhythmen schlugen über ihnen zusammen. Sie sahen keine Gesichter mehr, nur noch Masken, sahen nur angeklebte Augenwimpern, aufgetupfte Schönheitsflecken, halb weggeküßte Schnäuzer, phantastisch, satanisch gebogene Brauen, Schminke, Puder, Farbe, eingedrückte Nasen, Doppelgesichter, eine Hälfte weiß, die andere rot. Zyklopenaugen auf Männerstirnen, greise Bärte in Milchgesichtern, dick aufgetragene Schatten unter kindlichen Mädchenaugen. Masken sahen sie, nur Masken, und vergaßen, wollten vergessen, daß es wahre Gesichter waren.

Sehr viel später stieg Thomas ins Kellergewölbe, allein. Musik drang aus den Wänden. Licht wechselte zwischen blauer Meereskälte und roter Höllenglut.

Angemüdete, zerzauste, verstaubte Gestalten schwankten Arm in Arm, Schlager summend oder grölend, durch die Gänge, kümmerten sich nicht um die Banknischen, wo hingekauert die Pärchen mit glasigen Augen ins Nichts starrten, aber mit müden Fingern gewohnte Zärtlichkeiten spielten.

Thomas ging von Nische zu Nische, bis er Renate fand, auf den Knien eines zerlumpten Handwerksburschen. Sie

schien an seiner haarigen Brust zu schlafen. Er durchsuchte seine Taschen und streichelte ihren Busen, wenn er zehn Pfennig gefunden hatte.

»Renate!« rief Thomas.

Renate sprang auf. Sie war völlig nüchtern.

»Hast du Marion gesehen?«

»Ist sie immer noch nicht zurück?«

»Seit zwei Stunden such' ich sie schon.«

»Sie wollte nur 'ne halbe Stunde wegbleiben.«

»Wo ist sie denn?«

»Mit einem Befrackten, er trägt eine schwarze Augenbinde.«

»Aber wo denn, verdammt und zugenäht?«

»In der Pils-Stube, etwas die Straße runter.«

»Verdammter Mist! Gehst du mit?«

»Täubchen«, lallte der in der Ecke. Sie kümmerten sich nicht um ihn, nahmen sich beim Arm und hörten ihn nur noch grunzen: »Fieser Klammeraffe, bin dir wohl zu proletarisch?«

Dann waren sie wieder im Saal. Eine Wolke maskierter Luftballons stieg gerade zum Zelt hinauf. Man reckte die Häse. Auch Renate stimmte mit ein: »Ah –!«

Thomas knurrte nur.

»He, Thomas!« rief einer, »wohin?«

»Wer ist das?« fragte Renate.

»Ein Kollege.«

»Und das Mädchen?«

»Weiß ich auch nicht.« Dann rief er zurück: »Luft schnappen.«

»Gut«, rief der andere, »machen wir«, und schloß sich an. Alle Bekannten, die ihnen begegneten, zog er hinter sich her. Als sie den Ausgang erreichten, war eine lange Schlange daraus geworden. Renate voran, die andern im Gänsemarsch hinterdrein, einen Fuß auf dem Bürgersteig, den anderen auf der Straße, in der Gosse, so wackelte die Schlange daher, brüllend mit heiseren Stimmen:

»Wir machen durch bis morgen früh und singen bumsfallera!« Leiernd, im müden Synkopenschritt, einen Fuß auf dem Bürgersteig, einen in der Gosse, Renate an der Spitze, Thomas verärgert hinterher, bumsfallera!
Vor der Pils-Stube rief Renate: »Das Ganze halt! Sturm auf, marsch, marsch!«

Und die Meute stürzte unter kannibalischem Gegröle das Lokal, die kleine Bar. Auf einem Tisch warf ein Mädchen ihre nackten Beine in die Luft. Dann war Gebrüll im engen Raum und Gedränge auf den Barhockern. Thomas kam zuletzt mit Renate hinein.

Da saß sie, Marion, saß am ersten Tisch, wurde von dem Schwarzbefrackten, dessen weiße Aufschläge Schnapsflecke hatten, geküßt, während seine Hände unterhalb des winzigen goldenen Mieders ihre Haut abtätschelten. Die beiden achteten nicht auf den Sturm der Studenten; das ältere Mädchen mit dem Herrenschnitt übrigens auch nicht, das Marions Rechte streichelte und küßte und dazu die bläulichen Augenlider auf- und zuklappte. Wie lange küssen die sich eigentlich noch, dachte Thomas. Da wurde er von hinten mit schwammiger Zähigkeit nach vorn geschoben. Er drehte sich um und stand unter einem riesigen, kreisrunden Hut, der einer dickbäuchigen Matrone auf dem Kopf schaukelte. Puffmutter, dachte Thomas, trat an den Tisch und entschlüpfte gerade noch ihrer mütterlichen Umarmung. Renate saß bereits auf einem Hocker, freilich nicht allein, mit einem Clown.

So ein schwächtiges Männchen, dachte Thomas, den werd' ich mir kaufen, und war wütend. Lächerlich, sich eine Maske vors Gesicht zu binden. Das nützt ihm nichts.

Er ging auf den Tisch zu, beugte sich hinüber und riß dem Befrackten mit einem Griff die Binde herunter.

»He, verrückt geworden!« schimpfte der. Aber es war mehr ein griesgrämiges Lallen. Marion starrte Thomas

an, den Mund offen, die Augen offen, die Nase offen. Thomas bekam einen Magendruck, wurde bleich, im Kopf hämmerte es dumpf, das Gesicht wurde rot, trotz der braunen Farbe. Da lächelte Marion und suchte auf dem Tisch zwischen den Gläsern und Flaschen die Binde und zog Thomas herab, so daß er neben dem Demaskierten zu sitzen kam.

»Entschuldigen Sie, Herr Professor«, stammelte Thomas und stand wieder auf, unbeholfen, linkisch. »Das war ein Irrtum.«

»Dummer Junge, du«, sagte Marion und lachte ihn aus.

»Ach, der Abbt«, sagte der Professor, legte seinen Arm um Thomas und küßte Marion. »Wie heißt du eigentlich richtig?«

»Thomas heißt er.«

»So, so, Thomas, prächtiges Ding, diese Marion, genetische Spitzenleistung, stolzes Abendland. Hast du gar nicht verdient. Wie wirst du überhaupt mit ihr fertig? Ich bin ja noch nicht alt, aber... Reflaxschumpfung.«

Marion gab ihm die Hand. Er küßte sie.

»Kann kommen, was will, Abbt, prost, Thomas, so heißt er doch... Was will –«

Sie tranken. Das ältere Mädchen mit dem Herrenschnitt verdrehte die Augen, als ob sie Marion wie ein Stück Schokolade hätte wegglecken mögen.

»Sine cura – Thomas«, babberte der Professor. »Lassen Sie sich keine Haare wachsen, keine grauen. In der nächsten Stunde – bitte mich nicht zu unterbrechen, was wollte ich sagen, richtig, da gibt's Ferien, dann, bin ich für meine Studenten da, das in Parenthese, dann kriegt ihr eure Stipendien, klar? Und Gebührenerlaß, alle beide. Ich bin immer in Parenthese –« Marion und Thomas lachten.

»Bitte mich nicht zu unterbrechen.«

Schmächtig war er, aber lang aufgeschossen, stützte sich auf den Tisch, stemmte sich hoch, das nahm gar kein

Ende, schwankte, stieß links Thomas an, rechts Marion und hob das Glas.

»Collegas, so wahr ich euer Professor bin – perfektes factum in spe! Setzen!«

Er setzte sich, faltete sich nach unten zusammen.

»Das alles habt ihr diesem Mädchen zu verdanken, Teufelsmädchen, glückliches Abendland. Ihr bekommt, was ihr braucht. Ober, für den Abbt eine Flasche!«

»Welchen, Herr Professor?«

»Den alten.«

»Den zu drei zwanzig?«

»Drei zwanzig? Moment«, er griff in die Tasche und holte eine Handvoll Zehnpfennigstücke heraus.

»Das reicht«, sagte Marion.

»Für den Abbt eine Flasche in Parenthese. In vino – gib mir einen Kuß, Kleine.« Sie küßten sich.

Renate kam hinzu, drängte das ältere Mädchen mit den Klappaugen von Marions Seite, schob die Puffmutter vom Tisch weg, die bewußtlos lächelnd mit tiefenden Augen der Zeremonie zugeschaut hatte, und setzte sich zu Thomas.

In der Pils-Stube wurde es Morgen.

Wenn man aufhören könnte zu lügen

Er war die Treppe nicht hinuntergestampft, hatte sich nicht die Haare gerauft, nicht vor die Brust geschlagen, er war kein Bühnenheld mit Quellaugen und lächerlich verbogenen Brauen. Er war betäubt, wohlätig betäubt, zurückgelassen und von den Ereignissen überholt.

So stand er eine Weile unten vorm Haus mit schrägen Schultern und eingebuchteten Schläfen. Dann hob sich der Nebel, nach und nach, und langsam verdunstete die Betäubung. An den Häuserwänden hing warme Dunkelheit, das bemerkte er zuerst. Er sah die schlafenden Bäume, dunkelgrün, und die rot erleuchteten Fenster auf der anderen Straßenseite.

Sein Kopf war kalt und klar, zu klar. Schamlose Nüchternheit nistete sich ein, nackte Gedanken an das Eßzimmer und an die Verlobungsrunde; straffe Drähte von Überlegungen wurden in seinem Hirn gespannt, ohne jeden Gefühlszusatz.

»Was tust du jetzt?« fragte er sich und antwortete:

»Irgend etwas, es ist gleichgültig.«

»Willst du warten, bis sie runterkommt?«

»Nein, wozu?«

Er ging die Straßen entlang ins Innere der Stadt.

»Du könntest sie noch einmal sehen, wenn du wartest, ihr Gesicht, ihre Augen, die kleinen Hügel unter der Bluse. Vielleicht sagt sie etwas.«

»Mir liegt nichts an ihrem Fleisch und nichts an ihren Erklärungen.«

»Marion –« Er wiederholte: »Marion, Marion, Marion«, wie Zahlen, zehnmal, versuchsweise, zwanzigmal. Da hatte ihr Name kein Echo mehr. Seltsam. Die Beziehungen waren eingeschrumpft, vertrocknet. Er konnte sie denken wie einen Begriff, der aus sechs unverständlich

toten Buchstaben zusammengesetzt war, wie Aporie oder Nominativ.

»Du hassest sie also nicht?« fragte er.

»Ich weiß nicht. Ich bin ausgepumpt, zu nüchtern. Ich könnte es versuchen und alle Vorwürfe zusammentragen. Es würde ein kleiner Schmerz dabei herauskommen, den man zum Haß aufblasen könnte. Aber es wäre eine neue Täuschung. Ich bin müde. Eine neue Täuschung, wenig verschieden vom ersten Selbstbetrug, mit dem es angefangen hat, als ich zum ersten Mal bei ihr gewesen und durch den Regen nach Haus gelaufen war.«

Mitleid? hatte er damals gesagt, mehr, viel mehr, ich will, daß es mehr ist, will, will, will!

Täuschungen, nichts als Täuschungen, Selbstbetrug: Meine liebe Marion, er hatte daran geglaubt; unser Kind, davon war er überzeugt; und weiter, heilig Vaterland, Soldatenehre, Heldentod. Die Flammen der Begeisterung brannten wie wirkliches Feuer; unser altes Europa, Humanität, Verteidigung des Abendlandes, lieber Gott – auch das; hinterhältige Konstruktionen, Rauschgift, Schlingen. Was ist aus meinem Boden gewachsen? Nichts! Meine liebe Marion, das paßte in die langweiligen Abende; heilig Vaterland, hallte es wider in der Turnhallenklasse; lieber Gott? – mein Gott, es wäre ja ohne ihn nie Sonntag gewesen. Und mehr ist nicht zu erfahren. Wahrheit, die ich nicht erfuhr – hat einmal ein weiser Chinese gesagt – bleibt mir ewig Lüge nur. Ich habe sie nicht erfahren, nirgendwo, nicht im Dämmerlicht des Kindes, nicht zwischen den geilen Träumen des Achtzehnjährigen, weder auf den Landstraßen Rußlands – Kameraden, mit denen man Abend für Abend säuische Witze erzählt hatte, stöhnten im Schlamm, man kroch an ihnen vorbei –, weder auf dem Pflaster in Paris, da Blut in den Stiefel lief, noch in den Kasematten der Gefangenschaft, noch auf den staubigen Bänken der Hörsäle – nur Selbstbetrug, nur Täuschung, nur Lüge. Mein

ganzes Leben ist eine Kette von gesuchten und zufällig aufgetauchten Betäubungen. Ich habe erfahren, daß eine Menge von Dingen draußen ihr Geschrei anhebt. Und drinnen? Was bleibt? Verdammt, was bleibt denn noch? Bleibt mir denn nichts, nichts, gar nichts?

In ihm war Angst. Ein durchlöchertes Leben im Scheinwerfer. Er ging an den Häusern entlang und spürte die Qual der Nüchternheit und des Sinnlosen wie schmerzhaft Zirkulationsstörungen durch den Körper ziehen, den beginnenden Tod.

Wenn man aufhören könnte zu lügen, wenn man den Mut hätte, nicht mehr zu lieben, in keinem Arm zufällige Geborgenheit, in keinem Schoß Heimat für die Dauer der Lust zu suchen, wenn man seine Liebessehnsucht als den Drang der Geschlechtshormone anerkennen würde und als nichts sonst, wenn die Freundschaft vergebens ihre Arme öffnete, wenn man keiner Kameradschaft, keiner Gemeinschaft, keines Clubs und keines Volkes mehr bedürfte, um auf beiden Beinen zu stehen, wenn man den Stolz, ein Europäer, ein Intellektueller, ein gesunder junger Mann, ein Geliebter zu sein, verachten könnte, wenn man nicht mehr betete, um seine Sorgen auf Gott zu werfen, wenn man sich den warmen Wind der frommen Gedanken verbieten würde, wenn man die Fassadentore des Jenseits abbrechen, jede Hoffnung auf Rettung abwürgen, jeden Trost auslachen könnte, wenn man den Verfall des Fleisches und den langsamen Tod Tag für Tag und unerbittlich in seine Gedanken mischen würde – Schweigen bricht ein in die Abende, die sonst vom Radio zerhackt und vom Kino verdorben werden; die dummen Sensationen, die unaufhörlichen, rauschhaften Zerstreuungen der Großstadt werden entmannt im schonungslosen Verzicht; und Nächte, Nächte ohne Ende, ohne Evipan und Morphium, ohne Wein und Schnaps, fassungslose Nächte, in denen die Zeit sich zurückzieht von der Peripherie der

Fern-D-Züge, Kirchturmuhren und Nachtprogramme, in denen sie sich konzentriert und wie eine Eisenwand den gähnenden Schlund umsteht; man müßte darauf verzichten, den Hund unterm Tisch und die Dichter zu befragen, die Philosophen und die Topfblumen auf der Fensterbank, die Eintagsfliegen, die heiligen Schriften, die Sprichwörter, die Sterne am Himmel, die Traditionen, die Geschichte und den gesamten Kosmos nach unserm Wesen zu befragen, darauf müsste man verzichten, ausharren in völliger Unsicherheit, allen lauten und leisen Antworten die Tür vor der Nase zuschlagen – wenn man diesen unmenschlichen Mut aufbringen könnte, zwischen den Eisenwänden der konzentrierten Zeit, im engsten Bleiraum einer tödlichen Verzweiflung, mit Bewußtsein stillehalten unter unbekanntem Schlägen einer Nilpferdpeitsche, untergehen im Sinnlosen, im echolosen Nichts den Strick um den Hals legen und nicht zuziehen, im Gnadenlosen bis kurz vorm Tode ersticken, ohne an der Oberfläche Luft, blöden, trügerischen Sinn zu schnappen, den Aftersinn einer freiwilligen Tat, von der man einen Beweis seiner Existenz erhofft, wenn man sich fallen lassen könnte, fallen, fallen durch die Stockwerke der Leere, hoffnungslos, frierend, allein, fallen und mit der Wucht des Bewußtseins noch nachstoßen – vielleicht, oh verflucht, verflucht...

Er blieb stehen und zitterte, verdeckte die Augen mit beiden Händen und stöhnte unter schweren Atemzügen. Vielleicht würde man – wenn das ein Mensch aushalten könnte –, vielleicht würde man dann eines Tages auf den Fußboden der Existenz fallen, vielleicht würde man den Grund erkennen und den eigenen, verkümmerten Anfang erfahren, unbedachte, vergessene, unausgenützte, in sich kreisende Ströme, Urkräfte; vielleicht könnte man aufstehen und die schlafenden Elemente beschießen, die Atome der Existenz spalten und explodieren lassen. Wenn man vom Tode nicht überholt wird, kann man

vielleicht diese Aufgabe, diese Arbeit der nächsten Jahrhunderte beginnen.

Unheimlich war ihm zu Mut. Er schmeckte die Luft, er fühlte das Pflaster unter den Sohlen, an der nackten Haut rieb sich die Hose, er hörte sein Herz und folgte den Bewegungen der Lunge, das Blut spürte er durch die Adern fließen, er merkte, wie sich der Magenausgang öffnete und schloß, er glaubte den Gedanken durch die Windungen der Gehirnrinde folgen zu können. Noch nie bisher war er so wach gewesen, so nackt und ausgesetzt und verwundbar auf jedem Millimeter der Haut.

Wie komme ich am schnellsten nach Haus, überlegte er. Es ist ein wahnsinniger Versuch. Ich bin auf dem Sprung, ein verrücktes Wagnis zu begehen, herauszufallen aus einer gesicherten Welt. Und ich weiß nicht, wo ich landen werde. Startschuß der Erkenntnis; ich falle schon, ich stehe schon im Scheinwerfer des Bewußtseins, und die Augen schmerzen, und die Schläfen hämmern, und Schweiß preßt sich durch die Poren.

Weit vor ihm her schwebte ein Schatten, ein Doppelschatten. Wenn der Schatten in den Kreis einer Laterne geriet, konnte er einen Mann und ein Mädchen erkennen. Sie hatte ihr Köpfchen an seine Schulter gelegt; er hielt seinen Arm um ihre Hüften. So schritten, schwebten die zwei, selig zu einem Doppelschatten aneinandergelegt.

Warum achtest du auf sie, dachte Thomas. Laß sie doch gehen, an Hunderten gehst du täglich vorbei und siehst sie nicht. Was geht es dich an, ob sie sich küssen im Dunkel zwischen den Laternen, sich streicheln und Dichterworte ins Ohr flüstern. Du kannst ihnen nicht hinter die Stirn schauen, du kannst nicht wissen, ob sie ehrlich sind oder nur ihrem Beschäftigungsdrang prikelnde Getränke in den Rachen schütten.

Er ging schneller hinter ihnen her. Er wollte sie überholen, hinter sich bringen. Er hielt ein wenig an und sauste

gerade unter einer Laterne an ihnen vorbei, blickte zur Seite, blickte sich um und sah, daß die Augen des Mädchens feucht waren. Aber ihr Mund lächelte, lächelte... Er lief davon. Sie waren Versuchung für seinen Vorsatz. Das Mädchen hatte gelächelt wie Marion – das ist schon lange her.

In einer Haustür stand ein neuer Doppelschatten. Sie lag in seinem Arm verborgen. Auf einer Bank saß ein Pärchen. Von Fenster zu Fenster unterhielten sich zwei. Der küßt ihr die Tränen aus den Augen; der nimmt sie mit auf sein Zimmer, für die ganze Nacht, das kann eine Woche lang nachwirken. Da liegen zwei unter Sträuchern; da torkeln zwei aus einer Kneipe; da schalten zwei das Nachtlicht aus; da schlafen zwei in einem Bett. Zwei, zwei, überall zwei. Eine Verschwörung der Liebenden. Warum verfolgen sie mich? Thomas lief an allen vorbei.

Der Nachtwind ist ihnen gut. Die Alten belächeln sie gütig, die Jungen schauen sehnsüchtig zu ihnen auf, ein heiliger Stand. Die Bäume träumen im Schlaf. Marion würde ihr Geflüster belauschen. Neben der Bank duften die Blumen mit geschlossenen Augen. Er sagt: Ich liebe dich, und sie glauben daran; sie sind unschuldig, wir waren es auch – sie wissen nicht, daß sie sich vor die schwächsten Stellen ihres Wesens halten. Mehr können sie nicht, sie alle, die hundert und tausend Liebenden in dieser Stadt, in dieser verführerischen Sommernacht, die zu unschuldig erlogenem Geflüster reizt. Vertrauen zu den zufälligen Bewegungen des Lebens, mehr nicht. Aber das ist viel. Das ist schon fast alles, was ein Mensch erreichen kann. Ich habe es verloren.

Man könnte neidisch werden und weiter machen, fliehen vor der marmornen Leere – an das Kind wird man sich gewöhnen –, weiter machen, Hand in Hand im Auditorium sitzen, abends durch die Alleen gehen und singen, sich ein wenig streiten und nachher wieder vertragen bei einem Kuß, rücksichtsvoll sein, wenn sie ihre Tage hat,

vorm Einschlafen an ihre Haare denken, an all ihre Haare – weiter machen, dem Einbeinigen einen Groschen in den verfilzten Hut werfen und an der nächsten Straßenecke Fruchteis essen mit Sahne, Resolutionen zur Behebung des Flüchtlingselends unterschreiben und sein Zimmer zu Haus – einige Tage im Jahre bewohnt – gegen eine vierköpfige Familie verteidigen, Mitleid haben und hartherzig sein, Liebe haben und Launen, gut sein und betrügen, weiter machen und nicht denken, nicht an die Leere denken und nicht an die Angst, den verrückten Vorsatz schnell wieder vergessen wie einen Traum, ehe er seine Forderungen stellt, mehr erleben, immer mehr, damit er keine Zeit findet, anzuwachsen.

»Nach größeren Erlebnissen haben wir Hunger«, hatte er einmal gesagt; der Stellungsbefehl lag auf dem Frühstückstisch. Aber die Erlebnisse werden nicht größer, der Schein lügt – laß ihn lügen –, die Erlebnisse verdoppeln sich nur – laß doch, laß, laß.

Das leere Zimmer war ebenso stark wie die Höllenwochen vor der Stalinorgel. Alle Erlebnisse dienen dem gleichen Zweck – und wenn schon, es ist vernünftig. Wer kann denn den Mut aufbringen, sich ihrer nicht zu bedienen? Wer kann denn so verrückt sein und anfangen, was noch nie einer angefangen hat?

Blind sein, unverdorben, unschuldig, wie die andern, ehrlich oder nicht, was tut's – es ist ein Erfolg. Und du willst auf ihn verzichten?

Oh gewaltiger Erfolg der Unwissenheit, der Liebe und des Betens, ja, auch das, man vergißt sich dabei – unbewußter Erfolg der Künstler und Wissenschaftler, der Arbeitswochen und Schmorbratensontage, des Kinos, des Radios, des Fußballplatzes, Erfolg der Bordelle, Cafés, der Mietskasernen und Einzimmerwohnungen, der ganzen, schlaflos quirlenden Großstadt, Erfolg der Zeitungen und Illustrierten, der Sensationspolitik und der politischen Sensationen, Erfolg der Diktaturen, in denen

die Menschheitsmaschine unablässig rattert, und erst Erfolg der Kriege, der Sondermeldungen und Kesselschlachten, der Invasionen, Liquidierungen, Siegesfeiern, Niederlagen, Bombennächte und Leck-mich-am-Arsch-Stimmungen – in fünfzig Jahren ist alles vorbei – und auch: Erfolg der Hungersnöte und des ganzen, hundsmäßigen Nachkriegselends, der Soldatengräber, Selbstmorde, vollgepfropften Zuchthäuser, der Quäker-, YMCA- und Caritasaktionen, all der über uns hängenden Erregungen und Tätigkeiten. Oh gewaltiger, anbetungswürdiger Erfolg des Sichvergessens, des Rausches, der Beschäftigung jeglicher Art, daß man das so gründlich verdecken kann, was ich mir vorgenommen habe zu erfragen, auszustehen. Man könnte neidisch und wieder unschuldig werden. Es ist schwer, verdammt, wie schwer ist das, nicht weiterzumachen, nicht unwissend und blind zu sein.

Ich gehe im Dunkel über die Straße, auf der linken Seite, wo die Bänke stehen. Da sitzen sie. Ich wechsele auf die andere Seite. Ich bin auf der Flucht vor den angenehmen Lügen, vor dieser unscheinbaren, ansteckenden Krankheit, die hurenhaft den Tod alles Menschlichen vorbereitet. Vielleicht ist das ein Gesetz dieser Welt, und mein Vorsatz ist eine Überheblichkeit mehr. Aber ich gebe ihn nicht auf. Aus den Kneipen dringt Lachen und Singen. Ein Betrunkener fällt mir vor die Füße. Er ist der Unschuldigste von allen, die mir heute abend begegnen. Ich schleppe ihn an einen Baum, ziehe ihm die Jacke aus und schiebe sie hinter seinen Kopf. Er schnarcht.

Ich gehe in eine Bar, klettere auf einen Hocker, bestelle Schnaps und trinke, trinke. Ich höre nicht mehr auf zu trinken. Mein Gehirn nebelt sich ein. Ich gebe meinen Vorsatz nicht auf, ich gebe ihn nicht auf. Ich habe schreckliche Angst, das kann ich nicht leugnen. Ich bin dem Angenehmen begegnet, dem Erfolg, ich habe ihn bewundert, ich habe mich zurückgesehnt aus einer sibirischen

schen Nacht in die Wärme eines französischen Kamins. Daher kommt meine Angst. Das macht alles so schwierig. Mein Vorsatz steht allein, nackter als ein unbedecktes Weib. Er friert, Aber ich gebe ihn noch nicht auf, auch nicht in der schaukelnden Hängematte des Alkohols. Prost, ihr Einsamen in Eiswüsten eures Mutes! Schnaps ist der harmloseste Betrug. Er wird am ehesten verziehen. Er geht in Schlaf über und von dort zurück in die grausame Nüchternheit.

Einmal noch, denke ich. Ich kann nicht aufhören zu trinken. Man muß den Abschied begießen. Die Haut meines Gesichts wird sammetweich, wie Eselshaut. Nimm Abschied, alter Junge, prost! Morgen – neues Leben anfangen, heut noch mal ein kleiner, ein ganz, ganz kleiner Betrug, der harmloseste – ein Übergang – morgen, ja – also saufe, saufe - und ich merke es noch – ganz, ganz langsam – ersüßt – mein Bewußtsein –



Ein unerklärlicher Augenblick

Als unten vor dem Haus der Wagen vorfuhr und dann bremste, trat er rasch ans Fenster und sah, daß sie es nicht war.

Sie würde zu Fuß kommen, wie bisher, würde aus dem Dunkel plötzlich in den Lichtkreis der Laterne treten und gleich darauf den Klingelknopf drücken und das Schrillen in seine Wohnung jagen, das ihn schmerzte.

Darauf wartete er.

Siebenmal schon war sie so erschienen und zu ihm gekommen. Sieben Jahre lang, am Todestag ihres Sohnes, immer zur gleichen Stunde und fast auf die Minute genau, schwarz und ärmlich gekleidet in jenem Tuch, das sieben Jahre in sich aufgesogen hatte, das grau-bleiche Gesicht hinter einem Trauerflor verborgen. Sie hatte vor ihm gestanden, sich zu setzen abgelehnt, hatte den Schleier vor ihrem alten Gesicht angehoben und ihn mit ihren schrecklichen müden Augen angesehen. Siebenmal schon, am Todestag ihres Sohnes. Und siebenmal hatte er ihrem Blick standgehalten und geleugnet und mit gefährlich überspannter Ruhe gesagt:

Ich war es nicht, ich bin unschuldig, ich kenne Ihren Sohn nicht, ich war in Gefangenschaft damals, belästigen Sie mich jetzt bitte nicht mehr!

Aber ein Jahr später war sie doch wieder erschienen, war er den müden Blicken ausgesetzt. Bislang hatte er den Mut noch nicht aufgebracht, die Verwegenheit, an diesem Tage, zu dieser Stunde das Haus zu verlassen, so daß sie vergeblich geschellt hätte. Er hatte es nicht fertig gebracht: er mußte warten, auf sie, er konnte es nicht ändern. Die Besuche der Frau machten ihn schon Tage im voraus elend, manchmal krank; ohnmächtig, sich zu wehren, haßte er ihr Schweigen und ihre todmüden

Augen. Und jedesmal, wenn sie schweigend wieder fortgegangen war, wartete er auf einen Brief, in dem ihm ein Prozeß angekündigt würde. Aber vor einem Prozeß fürchtete er sich nicht. Seit langem hatte er sich alles zu rechtgelegt, hatte sich vorbereitet, mit mühsamer Genauigkeit Beweise gesammelt und seine Freunde um schriftliche Aussagen, um eidesstattliche Erklärungen gebeten und sie erhalten. Er war vorbereitet. Er war ja nicht dumm. Sieben Jahre lang hatte er sich mit den Beweisen seiner Unschuld beschäftigt, und es hatte Wochen, sogar Monate gegeben, da war er fest überzeugt von der Beweiskraft seiner Materialien, da glaubte er an seine Unschuld. Es war ein virtuoses Kunststück. Er hatte es zustande gebracht – für eine begrenzte Zeit.

Er lehnte am Fensterrahmen, blickte hinunter und wartete. Sein Blick tastete den Lichtkreis der Laterne ab. Sie würde ihn nicht ungesehen betreten können. Wenigstens das. Sein Blick würde sie fassen und ihm jene Selbstsicherheit geben, die den Blicken der Frau unbeschadet widerstehen konnte. Er sah auf die Uhr, und dann dachte er an ihren letzten Besuch und an ihre todmüden Augen, und dann sah er sie wieder vor sich, die traurige, alte Gestalt. Das letzte Jahr schrumpfte zusammen, löschte sich aus.

Und zum zweiten Male erlebte er nun jenen Augenblick, da sie – ohne Ankündigung im Gesicht oder in den Armen – ihre beiden Hände flach auf den Tisch gelegt und sie auf die Tischplatte gedrückt hatte, um sich zu stützen, um Halt zu bekommen, die schmalen, gelben, ledernen Hände. Und diese Geisterhände zitterten auf der gebohrten Tischfläche. Er war zurückgekehrt: jener gefährliche Augenblick, da er, auf unerklärliche Weise durch das Zittern der gelben Hände erregt, von dem unheimlichen Gedanken überfallen wurde, der alten Frau endlich die Wahrheit zu sagen, sich in die Wahrhaftigkeit zu flüchten vor der zitternden Brandung, die ihn zu ver-

schlingen drohte, vor dem Beben vieler Jahre, von dem ein eisiger Todeswind in sein Gesicht wehte.

Aber dann hatte sie die Hände zurückgenommen, hatte sich auf die Sessellehne gestützt, war aufgestanden und schweigend fortgegangen.

Nun jedoch, nach diesem einem Jahr, das sich wieder auffächerte, da er wußte, daß die unwahrscheinlich alten, unvorstellbar schönen Hände das ganze Jahr über nicht von ihm genommen waren, daß er immer wieder in Stunden der Stille seine eigenen Hände betrachtet und nicht herausgefunden hatte, warum er es tat, nun wurde dem Manne mit ruhiger Gewißheit klar, daß er ihr heute die Wahrheit sagen würde, auch dann, wenn sich das Zittern ihrer Hände nicht wiederholen sollte, daß er ihr die Wahrheit sagen mußte. Er spürte in sich keine Kraft mehr zu leugnen. Und aus dieser Kraftlosigkeit wuchs ihm der Wille: er wollte nicht mehr abstreiten, nicht mehr lügen, sich nicht mehr verstecken hinter der Papierwand seiner Beweise, er spürte keine Lust mehr, sich seine Unschuld gewalttätig aufzuschwatzen. Heute würde er seine ganze, schwere Schuld bekennen, nach sieben Jahren. Er sah keinen anderen Weg, den er an seinem Tode vorbei hätte gehen können.

Er trat vom Fenster weg mitten in das Zimmer, wartete auf das Klingelzeichen, das Zeichen seiner Befreiung, sah die Geisterhände auf dem Tisch und bereitete sich vor, ihr einzustehen, daß er der einzige Überlebende jenes Auffangstabes war, der in den letzten Monaten hinter der Front sogenannte Drückeberger und Schlappschwänze aufgriff, um sie an den nächsten Baum zu hängen, daß er ihren Sohn gekannt und alles mit angesehen hatte, daß er unbestreitbar mitverantwortlich war für den Tod ihres Sohnes. Er würde sie nicht um Verzeihung bitten, er würde bekennen, bekennen, endlich bekennen, ohne Verzeihung zu erbitten, bekennen und auf ihre Hände

schauen und sich ihr in die alten, unvorstellbar schönen Hände geben.

Und als er sein Geständnis vor sich hingedacht hatte, un-nachgiebig und ohne Selbsttäuschung, da hatte er einen unerklärlichen Augenblick lang ein Gefühl wie früher, wenn er aus dem Beichtstuhl gekommen und eine große Lust verspürt hatte zu singen. Er trat zurück ans Fenster, er sah auf die Uhr, und er erkannte, daß die Zeit der alten Frau verstrichen war.

Und dann wußte er, daß sie ihn von jetzt an nie mehr heimsuchen würde.



Na hör mal, wer verliebt sich denn schon?

»Was ist los?« fragte sie.

»Was soll schon los sein«, sagte er.

»Warum sollte ich rauskommen?«

»Ich wollte mit dir sprechen.«

»Schön. Dann schieß los. Tripper?«

»Ach Quatsch. Ich wollte mit dir sprechen, wegen...«

»Gut, sprich, ich höre.« Sie verschränkte die Arme vor der Brust und wartete. Sie sah eine fahle Ellipse vor sich hängen, sein weißhäutiges Gesicht, und die Ellipse war von einem etwas helleren Schein gekrönt, von seinen Haaren. Die Augen waren dunkle Löcher, und während er sprach, konnte sie die Gesichtszüge nicht sehen, die Ellipse schwebte unruhig, und im Innern waren viele kleine Bewegungen.

»Es gefällt mir gar nicht heut abend«, sagte er.

»Mir doch, mir gefällt es ausgezeichnet. Der Lange ist wieder glänzend, wie ein Alchimist, und Peter mit seinen geheimnisvollen Mundwinkeln, der die tiefsten Weisheiten versteht... Gefällt mir großartig. Hättest dich ein bißchen um die Mädchen kümmern sollen, die hätten dich aufgemöbelt.«

»Ja, ja, aber ich meine...«

Draußen fuhr ein Lastwagen vorbei. Sie konnte ihn nicht mehr verstehen. Hinter ihm nickten klirrend die weiß etikettierten Flaschen. Dann war es wieder still bis auf das Gelächter im Hinterzimmer.

»Ich meine, Charlotte...«

»Raus damit, was meinst du?«

»Du paßt nicht so ganz in diesen Kreis.«

»Oho.«

»Ja, die glauben an nichts, die spotten über alles.«

»Na und?«

»Die wehren sich sogar gegen ihre Gefühle. Sie haben keinen Standpunkt, daran liegt es, sie sind haltlos. Das mit der Grenze ist doch kindisch.«

»Vorsicht, mein Lieber.«

»So kann man doch nicht durchs Leben kommen. Du gehörst nicht hierher, Lotte.«

»Du sprichst ein großes Wort...«

»Ich übrigens auch nicht.«

»Du nicht, das weiß ich, aber ich fühl mich ganz wohl hier.«

»Du gehörst genausowenig hierher wie ich.«

»Und warum gehöre ich nicht hierher?«

»Das ist nicht so einfach zu sagen.«

»Sag's ruhig, so wie du's denkst. Wir haben uns daran gewöhnt, über alles zu sprechen.«

»Das ist nicht so einfach. Weißt du, Lotte...« Er tastete nach ihrer Hand, sie merkte es und legte beide Hände auf den Rücken. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen, nur die weißblonde Tolle, die sich über der Stirn aufwellte wie ein verrutschter Mützenschirm.

»Ja, ich weiß Bescheid«, sagte sie und lachte ganz leise.

»Lach nicht über mich, Lotte. Du weißt gar nichts. Du bist einfach zu schade für sie. Es ist mir ernst, sehr ernst sogar, glaub mir.«

»Das traue ich dir zu. Wieviel hast du getrunken?«

»Nicht viel, ich wollte ja mit dir sprechen.«

»Ach so.«

»Ja«, sagte er, und dann wußte er nicht mehr, was er noch sagen sollte. Er wechselte das Standbein, und es war still im Raum. Er sah die vielen weißen Rechtecke in ihrem Rücken und schwach nur die Umrisse der hundert Flaschen, die stumm in ihren Regalen standen.

»Bin ich kein Mann, den man ernst nehmen kann?« fragte er.

»Aber natürlich. Du hast doch nicht etwa Minderwertigkeitskomplexe, mein lieber Volkswirt!«

»Manchmal schon, aber das meine ich nicht. Ich meine, ob du mich ernst nehmen könntest.«

»Worum handelt es sich denn?« Sie trat einen Schritt zurück und berührte mit den Händen, die noch immer auf dem Rücken lagen, einen der kalten Glasleiber.

»Das weißt du doch, Lotte. Eben hast du gesagt, du wüßtest Bescheid. Du mußt doch spüren, worum es sich handelt.«

»Ja, ja...«, sagte sie und überlegte. Sie spürte plötzlich das pharmazeutische Gesöff in den Knien, auch im Kopf, und Mitleid mit ihm, der nach ihrer Hand tastete und sie nicht finden konnte und das Standbein wechselte.

»Oder liebst du einen anderen?«

»Was meinst du?«

»Vielleicht steht einer zwischen uns, Peter oder sonst wer, könnte ja sein. Ich muß Klarheit haben, verstehst du, sonst kann ich nicht leben.«

»Du sprichst wie Courths-Mahler«, sagte sie.

Da drehte er sich beleidigt um und ging durch die Apotheke, hin und her hinterm Verkaufstisch. Charlotte ließ ihn gehen und versuchte, die Aufschrift eines grau-weißen Etiketts zu entziffern. Der Volkswirt stampfte eine ganze Weile hinter der Theke auf und ab. Dann kam er zurück.

»Lotte«, sagte er klar und nüchtern, »ich kann es nicht ändern. Schon beim ersten Male, als ich dich sah, wußte ich, was los war. Ich kann es doch nicht ändern, Lotte, ich bin einfach in dich verliebt.«

Sie wartete einen Augenblick, dann fragte sie:

»Was ist das?«

»Jetzt wirst du gemein.«

»Nein, gar nicht. Ich frage dich ganz ehrlich: was ist das?«

»Was das ist, verliebt sein?«

»Ja.«

»Weißt du es nicht?«

»Nein.«

»Warst du denn noch nie verliebt?«

Sie schwieg, es war ein trauriges Schweigen, und er dachte, daß sie unglücklich sei. Er wußte nicht, daß ihre Mutter, die Witwe des Oberstleutnants Hoffmann, gefallen im Osten für Führer, Volk und Vaterland, seit einigen Jahren im Gefängnis saß und warum sie verurteilt worden war, und er wußte nicht, daß Charlottes Mutter in fünfzehn oder sechzehn Wochen wieder frei sein würde und daß sie dann von dem kleinen Assistententaschengeld, das man ihr zubilligte, nicht zusammen leben könnten.

»Deine Finger mußt du bitte bei dir behalten«, sagte sie und verdeckte mit beiden Händen den Ausschnitt ihres Kleides. Plötzlich stand Peter im Licht der geöffneten Tür des Hinterzimmers, aufrecht und fragend:

»Was macht ihr denn hier im Dunkeln?«

»Wir kommen gleich wieder rein«, sagte Charlotte, »geh nur, bitte.« Und Peter schloß hinter sich die Tür.

»Du fühlst dich einsam, nicht wahr?« sagte Charlotte.

»Du hast niemanden, bei dem du dich aussprechen kannst! Keiner versteht dich, und du hast schreckliche Dinge erlebt im Krieg, als blutjunger Kerl, der damit nicht fertig werden konnte, und du bist erst vor einem Jahr aus der Gefangenschaft gekommen und brauchst Liebe und Hilfe, ist es nicht so?«

»Kannst du das nicht in einem andern Ton sagen?«

»In welchem?«

»Ach, Lotte.«

Hinter der Wand stieg ein Trompetensolo steil in die Luft, allein, herrlich, furchtbar allein, stieg immer höher, dünn und wehmütig. Charlotte sprang an dem Volkswirt vorbei und verschwand im Zimmer. Er wartete.

Sie saßen alle gebannt auf ihren Sitzen und lauschten zum Radio hin, das hektische Märchen fremder Völker erzählte. Das Trompetensolo rundete sich, verlor an Schärfe, schwebte weich und wolkig über die lärmende

Fläche hin, verdichtete sich wieder, stieg noch einmal hoch und drehte sich dann langsam aus der Luft herab, in Schraubenwindungen, und näherte sich wieder der Erde, von der es sich gelöst hatte, immer noch allein. Dann wurde es von den anderen Instrumenten brüderlich aufgenommen und tauchte unter im Kollektiv ihrer Wehmut. Sie hatten alle andächtige Gesichter. Sie zuckten mit Schultern und Beinen die Trommelschläge nach. Wenn sich ein Instrument selbständig machte, ein Saxophon oder die Urwaldtrommel des Basses, atmeten sie auf.

Sie liebten den einsamen Mut, sie wurden größer, bekamen dunkel leuchtende Augen und sanken mit der herablaufenden Kurve und dem verhallenden Echo wieder in sich zusammen. Die Ohren wurden rot, und auf ihren Gesichtern glühte heiliger Rausch. Negro-Spirituals, ferne Gesänge, Männer- und Frauenstimmen voller Sehnsucht, Urwaldtrauer und das Rauschen des Mississippi; kleine Holzhütten, fromm, unerlöste vox humana in der christlichsten aller Demokratien. Sehnsucht, Ballade, Traum – übers Land hin, über den Ozean, durchs westliche Europa in die Apotheke, wo Frommsein nicht gedieh, nur der Rausch und die Sehnsucht und die Traurigkeit ihrer Zeit. Und es sah aus, als ob sie alle Heimweh hätten. Aber sie kannten ihre Heimat nicht. Sie lauschten dem echten Jazz, der Musik ihres Lebens. Sie wußten, daß sie ihre Grundmelodie finden mußten: sie wollten zugleich Komponisten und Ausführende ihres Lebens sein, ihre Melodie bis in die letzten Möglichkeiten zu variieren verstehn. Leben war ihnen Möglichkeit, unbegrenzt-endliche Möglichkeit. Und sie sahen alle aus, als ob sie Heimweh hätten.

Der weißblonde Volkswirt sah nicht so aus. Er stand draußen. Er war nicht der Jazzmusiker seines Lebens. Er nahm sich vor, Charlotte heute nacht noch für sich zu gewinnen. Er wollte mit ihr gemeinsam etwas entwerfen,

einen Plan oder sonst was, und er kam sich in diesem Augenblick sehr einsam vor in der leeren, dunklen Apotheke, viel zu einsam, als daß er sich an dem Trompetensolo im Hinterzimmer hätte entzünden können. Ein Auto fuhr vorbei und warf durch die schlecht geschlossenen Rollläden weiße Streifen auf die leblosen Flaschen in den Regalen. Sie blinkten in allen Farben auf und erloschen wieder. Im Hinterzimmer wurde es still. Die Trommeln schwiegen, die Klarinetten verstummten, und das Saxophon klang ihnen im Ohre nach. Die Sehnsucht war an den Mississippi zurückgekehrt, in die Holzhütten. Charlotte kam wieder in die Apotheke.

Er wollte sie mit den Armen einklammern, ehe sie an ihrem alten Platz stand. Sie wich ihm aus.

»Was ist mit dir los?« sagte sie lächelnd.

»Ich halte es nicht mehr aus.«

»Was hältst du nicht mehr aus?«

»Alles, ich komme mir vor wie ein kleiner Junge. Hier, fühl mal, mein Herz. Du bist doch Ärztin.«

»Was hat das mit deinem Herzen zu tun?«

»Womit denn sonst?«

»Mit dem, was drunter liegt, abwärts. Überschuß, sonst nichts. Du bist vielleicht ein wenig zu männlich. Du solltest in Zukunft nicht so viel trinken. Rauchst du stark?«

»Ich trinke gleich was anderes«, schrie er plötzlich. »Hier steht ja genug herum.«

Und sie lachte ihn aus, laut und beleidigend. Da erwischte er ihre Hand im Dunkeln, packte sie hart, schmerzvoll, riß Charlotte an sich, preßte sie an seinen Körper und suchte ihren Mund mit seinem Mund. Sie schlug mit dem Kopf hin und her und versuchte sich zu wehren, ohne einen Laut. Er schnaubte, und sie krallte ihm stumm die Nägel ins Fleisch. Sie trat ihm auf die Füße, sie stieß ihm gegen die Beine, und dann bekam sie einen Arm frei, versuchte, ihn von sich zu stoßen, wurde aber nach hinten geschleudert, gegen die Regale. Und da riß

ein gläserner Lärm die Stille auf, in der sie kämpften. – Einige Flaschen lagen am Boden, ein Gestank von faulen Eiern stieg von ihren Füßen auf. Sie standen sich mit herabhängenden Armen gegenüber, und keiner von beiden blickte zur Tür des Hinterzimmers, aus der jetzt Peter und die anderen in die Apotheke kamen.

»Mach mal Licht«, sagte Peter.

Es wurde hell. Die beiden Kämpfer standen vor den Regalen, in denen es jetzt eine Lücke gab. Charlotte blutete ein wenig am Mund. Sie blickten beide nicht auf.

»Was ist denn mit euch los?« fragte Peter.

»Nichts«, sagte Charlotte, sie ordnete ihr Haar und ging zum Ausgang.

»Mach bitte auf«, sagte sie.

Die Apothekerstochter holte den Schlüssel, schloß die Tür auf und drehte das Gitter so weit hoch, daß man drunter wegstechen konnte.

»Geh«, sagte Charlotte. Und der Volkswirt ging, ging an ihr vorbei, blickte auf seine Füße und kroch hinaus. Das Gitter rasselte herunter, und er blieb draußen davor stehen. »Geht wieder rein«, sagte Charlotte. »Er hat zuviel getrunken.« Sie standen sich am Gitter gegenüber, wieder allein. Sie sah ihm stumm ins Gesicht, das von den schmalen Gitterschatten durchkreuzt und gefleckt war. Die weißblonden Haare hingen ihm in die Stirn. Er schwankte ein wenig. Die frische Luft erweichte seine Knochen. Er schwankte plötzlich so sehr, daß er sich am Gitter festhalten mußte. Charlotte beobachtete ihn kalt, verächtlich, aber sie konnte sich von ihm nicht trennen, sie hätte ihn auslachen, ihn stehenlassen und weggehen mögen, aber sie konnte es nicht. Sie mußte ihm etwas sagen, irgend etwas. »Verzeih mir«, sagte sie ganz leise, »du darfst nicht denken, daß ich mich über dich lustig mache. Es liegt nur daran, daß du in die falsche Gesellschaft geraten bist. Du wirst schon noch eine finden, bestimmt. Ich bin nur nicht die Richtige, ich kann nichts dafür.

Außerdem gibt es viel Schöneres als mich.«
Er sagte nichts, er kniete jetzt vor ihr am Gitter.
»Es kann ja sein, daß mir etwas fehlt, uns allen hier. Was sollen wir dagegen tun? Weißt du etwas?«
Er zog sich am Gitter hoch. Charlotte streckte die Hand hindurch, er nahm sie. Dann schloß sie die Tür, und der Volkswirt schwankte davon. Im Hinterzimmer weigerte sie sich, über ihn zu sprechen.
»Was war eigentlich los?« fragte Peter, als er allein mit Charlotte zur Straßenbahn ging.
»Er hat sich in mich verliebt«, sagte sie.
»So ein Esel.«
»Sag das nicht.«
»Na, hör mal, wer verliebt sich denn schon, wer kommt denn schon auf solch einen Gedanken?«
»Eine ganze Menge Leute, du mußt nur ein bißchen die Augen aufmachen.«
»Meinetwegen, aber bei uns gibt's das nicht.«
»Er weiß es nicht besser.«
»Wir sind doch kein Verlobungsverein.«
»Wenn er gesagt hätte: Komm, geh mit, ich hab 'ne Flasche Schnaps zu Hause stehn...«
»Du hättest es getan?«
»Vielleicht. Weißt du, er tut mir schrecklich leid.«
»Das sieht dir ähnlich. Aber es ist deine Sache. Glaub nicht, ich wollt mich in deine Angelegenheiten mischen. Wohin fahren wir eigentlich?«
»Zum Bahnhof«, sagte sie und lächelte. »In einer Stunde fährt mein Zug. Ich fahre nach Berlin.«
»Nach Berlin? Was willst du denn in Berlin?«
Und sie erzählte ihm, was er schon wußte: daß sie keine Lust mehr hatte, als Assistenzärztin in der Poliklinik zu arbeiten, daß ihre Arbeit auch eine Schwester gut tun könne, daß sie in keinem anderen Krankenhaus eine Anstellung fand, daß sie einen Hungerlohn für ihre Arbeit bekam und nicht einmal zu essen. Aber sie erzählte ihm

nichts von ihrer Mutter. Er wußte nicht einmal, daß sie noch lebte.

»Es gibt zu viele Ärzte bei uns«, sagte sie.

Sie hatte ein Angebot aus Berlin, aus dem Ostsektor Berlins, ein gutes Angebot. Sie konnte Stationsärztin in einem volkseigenen Kinderkrankenhaus werden. Sie fuhr nach Berlin, um sich dort alles anzusehen.

»In zwei Wochen komme ich wieder, heut in zwei Wochen ist mein Urlaub zu Ende. Dann hat es sich entschieden, ob ich hier bleibe oder nach Berlin gehe.«

Peter hatte sie zum Bahnhof gebracht und war mit ihr auf den Bahnsteig gegangen. Im Osten war es hell geworden, und Peter hatte sich zu Haus ins Bett gelegt. Er hatte fast den ganzen Sonntag geschlafen.

Wo sollen wir denn hin?

Peters Rechnung war nicht aufgegangen. Die Straßenbahn hatte bis zum Rathaus länger gebraucht, als er erwarten konnte. Die Straßenbahn hatte ihn enttäuscht, und er war wütend auf diese gelben, lahmen Biester. Er hatte sich an der Rathaushaltestelle zwei Minuten Zeit gegeben, um auf eine Anschlußlinie zu warten, sein Blick war schnell hin und her geflogen in diesen zwei Minuten, einmal nach links, von wo er gekommen war, dann nach rechts rüber zu der anderen Haltestelle, drüben, neben dem Rathaus, das dunkel und tot im Regen lag. Nach diesen zwei Minuten, die er auf der Armbanduhr abgestoppt hatte, war noch immer nichts zu sehen gewesen – verdammt noch mal! – und er hatte noch immer nicht das metallene Scheppern gehört, das den Straßenbahnen vorausläuft. Dann war er losgerannt, die lange Bahnhofstraße hinunter, und während er die Straße entlanglief, war wieder das Gefühl hochgekommen, auf der Flucht zu sein, vor der kleinen, bleichen, schwarzhaarigen Lore auf der Flucht, und es konnte sein, daß diese Flucht sinnlos enden würde, denn der Berliner Zug mußte bereits eingelaufen sein, er hoffte nur, Charlotte würde an der Sperre auf ihn warten, dann war alles gerechtfertigt, dann brauchte er nicht zurückzufahren. Danach hatte er das Lauftempo gesteigert und war die lange Bahnhofstraße hinuntergerannt.

Alfred Koch ging schwer, langsam und gebeugt daher, die Hände tief in den Hosentaschen. Alfred Koch hatte den Kopf auf der Brust hängen, er spürte den Regen, der ihm durchs Gesicht lief, und machte große, langsame und schwere Meterschritte. Er brauchte sich nicht zu beeilen, irgendwo anzukommen. Mit zäher Genauigkeit setzte er einen Fuß vor den anderen, und er setzte ihn

immer in die Mitte des nächsten Bordsteins. Er wich nicht ab von der hellnassen Linie der Bordsteine die Straße entlang. Mit großen Schritten trat er immer genau in die Mitte des nächsten Steines.

Zum achten oder neunten Male ging Charlotte jetzt quer durch die Bahnhofshalle, und der junge Mann manövrierte von Säule zu Säule, um sie nicht aus den Augen zu lassen. Sie hatte an der Sperre mit dem Fuß nach hinten getreten und sein Schienbein getroffen. Er hatte gegrinst, hatte sich zum zweiten Male den Koffer aus der Hand reißen lassen, beobachtete sie nun und sah, daß sie immer unruhiger durch die Halle ging und suchte, irgend jemanden suchte, den sie nicht finden konnte. Sie ging zum Klo, in der Hoffnung, den jungen Mann loszuwerden, aber die Hoffnung, Peter im Bahnhof zu treffen, war nicht mehr sehr stark; das machte sie traurig und wütend auf diesen jungen Bengel, der vielleicht schuld daran war, daß sie Peter nicht gefunden hatte.

Links-zwei-drei-vier. Peter hielt sein Tempo. Es klappte jetzt vorzüglich. Links-zwei-drei-vier, gelernt ist gelernt, je exakter, desto besser, nun an hell erleuchteten Schaufenstern vorbei, ohne hinzusehen, durch Neonlicht und durch Regen, scheißegal, es patschte unter den Sohlen. Wenn sie nur schlau genug war, an der Sperre auf ihn zu warten.

Es war ein stures Bemühen, sinnlos und leer, den Fuß immer genau in die Mitte des nächsten Bordsteins zu setzen. Aber Alfred Koch hatte nichts anderes mehr zu tun. Er hatte Zeit, viel zuviel Zeit, diese Nacht würde nicht ausreichen für die Zeit, die ihm von nun an zur Verfügung stand. Er hatte jetzt ein ganzes Leben lang Zeit.

»Kommt«, sagte Luise, mehr nicht, nüchtern, traurig, sie sagte es, ohne dabei den Kopf zu bewegen, sie stand aufrecht in der Tür, und sie wußten alle sofort, was das bedeutete. Hilde fing gleich an zu weinen, leise nur, erschütternd leise, kein Ausbruch, es war keine Überraschung mehr. Sie blickte auf ihre Füße und stand auf. Robert stützte die Großmutter, damit sie sich aus ihrem Sessel erheben konnte. Dann ging die Großmutter an Erichs und Roberts Arm hinter Luise und Hilde aus dem Zimmer. Das Flurlicht brannte nicht. Aber aus Lores Tür fiel jetzt wieder der gelblich rote Kerzenschein auf die dunklen Flurplatten.

»Geht's noch, Vater?« fragte Georg, als sie auf der Umgehungsstraße schon ein ganzes Stück hinter sich gebracht hatten.

»Muß ja wohl«, sagte Herr Richards.

»Die frische Luft tut dir doch gut, oder?«

»Ich glaube ja. Sag mal, Georg...«

»Fang nicht wieder an, Vater, komm.«

Herr Richards dachte noch immer darüber nach, ob das Rennen mit dem unsichtbaren Partner in dieser Nacht überhaupt einen Sinn hatte.

»Wenn alles umsonst ist, brauchen wir ja nicht so zu rennen, Georg, ich kann bald nicht mehr.«

»Wir sind ja gleich da, Vater.«

Als Charlotte aus dem Klo kam, stand der junge Mann an die Wand gelehnt und rauchte. Sie erkannte ihn sofort.

»Hier bin ich, wenn Sie mich suchen sollten«, sagte er.

»Lassen Sie mich endlich in Ruhe«, sagte Charlotte wütend. Sie hätte ihm ins Gesicht schlagen mögen, damit er aufhörte zu grinsen und sich davonmachte.

Er wußte nicht genau, wie lang die Bahnhofstraße war, aber er wußte, daß sie mehrere Haltestellen hatte und

sehr lang war. Vielleicht hatte der Berliner Zug Verspätung, eine halbe Stunde, eine Viertelstunde nur. Er würde ihr von Lore erzählen, und sie würde sofort einsehen, daß er nicht pünktlich hatte sein können. Links-zwei-drei-vier, links-zwei-drei-vier.

Alfred Koch hatte viel zuviel Zeit, viele Jahre, einige Jahrzehnte, ein ganzes Leben lang. Seitdem er zwischen Daumen und Zeigefinger die Kerze ausgedrückt hatte, war nichts anderes mehr zu tun, als den Fuß immer in die Mitte des nächsten Bordsteins zu setzen. Es waren keine Gedanken mehr da, mit denen er sich hätte beschäftigen können, keine Bilder, nicht einmal das Bild des großen, gelben Gesichtes, das im Kerzenlicht ausgehen hatte, als ob es sich bewege. Es war nichts mehr da, keine Gefühle, keine Sorgen, nur noch die endlos lange Reihe der nassen Bordsteine unter ihm. Er spürte durch die Schuhe ihre nasse Kälte. Er traf sie genau in der Mitte, stur, sinnlos, präzise.

Es war still im Haus, man hörte nur leichte, kleine Schritte und das Schlurfen der Großmutter. Luise blieb neben der Tür stehen, drehte sich weg, schaute in Lores Zimmer und spielte wieder mit der goldenen Brosche auf ihrem Kleid. Unablässig tasteten ihre Finger die Vertiefungen und die Umrandung ab, während sie die drei, Robert, die Großmutter und Erich, langsam, fast zögernd auf die offene Tür zukommen hörte.

Herr Richards merkte nicht, daß er fast sein ganzes Gewicht auf seinen Sohn stützte, und Georg faßte seinen Vater immer fester, er wußte jetzt nicht mehr, um wen er sich größere Sorgen machte: um Lore oder um seinen Vater. Es ärgerte ihn, daß er seinen Vater in die Wirt-schaft hineingedrängt hatte.

»Wir sind gleich da, geht's noch?«

»Ach Georg«, sagte Herr Richards mit schwerer Zunge.

An der Fahrplantagebilde drehte sie sich plötzlich um und erschrak. So nah hinter sich hatte sie ihn nicht vermutet.

»Wenn Sie jetzt nicht wegbleiben, rufe ich die Polizei. Sie wissen, was Ihnen dann blüht.«

»Ich tu Ihnen doch gar nichts. Darf ich Ihnen vielleicht ein Bier spendieren?«

»Links-zwei-drei-vier...«, bisweilen sagte er es laut vor sich hin, die lange Bahnhofstraße hinunter, noch schneller jetzt. Eine Straßenbahn kam ihm entgegen, gelb, rasselnd, ein lahmes, erleuchtetes Biest. Er lief langsamer, verkniff die Augen gegen den Regen, um festzustellen, ob Charlotte vielleicht in der Bahn saß. Er sah sie nicht. Er wäre aufgesprungen, wenn er sie entdeckt hätte. Links-zwei-links-zwei-links – jetzt wieder schneller. In der Ferne hörte er das Schnaufen einer anfahrenden Lokomotive. Es konnte nicht mehr weit sein bis zum Bahnhof.

Es war gut, daß er allein sein und über die lange Reihe der Bordsteine gehen konnte, schwerfällig, die Hände in den Hosentaschen, den Kopf auf der Brust. Die Straße war völlig leer. Er sah keinen Hund, er sah keine Katze, nichts Lebendiges. Zu den erleuchteten Fenstern der einsamen Häuserzeilen sah er nicht hinauf. Es war gut, daß er mit seiner endlos langen Zeit allein sein konnte.

Hilde blieb an der anderen Seite der Tür stehen, um der Großmutter den Vortritt zu lassen. Auf der Türschwelle hielt die Großmutter einen Augenblick an, sie sammelte sich, dann glitt sie sachte aus Erichs und Roberts Armen und ging mit kleinen, schlurfenden Schritten hinein, behende, ging auf das Bett zu, die große, starke, nur ein wenig gebeugte Frau. Die Kerze flackerte aufgebracht, aber die Großmutter sah auf das Bett, nicht auf die blakende Flamme.

»Hauen Sie sofort ab, oder ich rufe die Polizei«, sagte Charlotte. »Da drüben steht einer, schauen Sie sich um!« Er drehte sich grinsend, und Charlotte lief weg mit ihrem leichten Pappkoffer. Als er den Polizisten gesehen hatte, grinste er nicht mehr. Charlotte suchte weiter, hoffnungslos jetzt, mit Unbehagen, und dachte verbittert, daß es vielleicht doch besser gewesen wäre, wenn sie in Berlin geblieben und Ärztin des Kinderkrankenhauses geworden wäre. Was sollte sie hier?

Und wenn sie nicht im Bahnhof ist, dachte Peter, wenn sie von Berlin noch nicht zurückgekommen sein sollte? Das war ausgeschlossen. Sie mußte zurückkommen, ihr Urlaub war zu Ende. Er würde ihr noch im Bahnhof den Vorschlag machen, als Ärztin zu ihm in die Versicherung zu kommen. Er würde ihr auch dann diesen Vorschlag machen, wenn sie sich bereits für Berlin entschieden hätte. Er würde sie überreden, nicht nach Berlin zu gehen.

»Noch grad um die Ecke, Vater, dann sind wir da«, sagte Georg.

»Ich kann nicht mehr«, sagte Herr Richards und blieb stehen.

»Nur das Stückchen noch.«

Links-zwei-links-zwei-links-zwei, er war fest davon überzeugt, daß es ihm gelingen würde, Charlotte in seiner Versicherung unterzubringen. Links-zwei-links-zwei...

Es war ein langer, weiter Weg nach Haus, ein ganzes, nutzloses Leben lang. Aber vielleicht führte diese helle Bordsteinlinie gar nicht nach Haus.

»Ich kann nicht mehr, Georg, ich muß mich setzen.«

»Doch nicht hier im Regen.«

»Wir kommen doch zu spät, Georg, laß uns da nicht reingehen.«

»Wo sollen wir denn hin?«

Er stellte sich es wunderbar vor, mit Charlotte zusammen zu arbeiten: für die Lahmen und Krüppel, Blinden und Hirnverletzten der beiden großen Kriege.

Erich wollte als letzter ins Sterbezimmer gehen, aber Robert gab ihm einen Schubs. Er holte sein Taschentuch heraus, fuhr sich über die Stirn und wischte die feuchten Hände ab.

»Du hast auch Angst«, sagte Herr Richards.

»Unsinn. Aber wo sollen wir denn hingehen?« fragte Georg.

»Ich, kann nicht mehr weiter, ich habe zuviel Angst.«

»Nur das Stückchen noch, Vater.«

Was sollte sie hier im Westen? Womit sollte sie ihre Mutter ernähren, wenn sie aus dem Gefängnis entlassen war, in einigen Wochen? Sie kam sich verstoßen vor in der großen, nächtlichen Bahnhofshalle, viel zu einsam, am falschen Platz, verfolgt von einem zudringlichen jungen Mann. Aber dieses Gefühl dauerte nur einen Augenblick, dann wußte sie wieder, daß sie es richtig gemacht hatte, und suchte weiter nach Peter.

Es war gleichgültig, wohin die Bordsteinreihe führte, nach Haus zu seinen Eltern oder sonst wohin, er hatte ja Zeit, irgendwo würde er schon ankommen, wenn er sich nur daran hielt, den Fuß genau in die Mitte des nächsten Bordsteins zu setzen.

»Es wird schon nicht so schlimm sein«, sagte Georg, aber seine Stimme zitterte, während er es sagte. »So schnell passiert nichts, komm, laß uns weitergehen, nur das Stückchen noch.«

Er drängte jetzt nicht mehr, ging langsam neben seinem Vater her, zögernd, wischte sich den Regen aus dem Gesicht und stützte den Alten hilfsbereit.

Charlotte würde die medizinischen Arbeiten übernehmen – links-zwei-links-zwei – er die seelischen, es würde eine wunderbare Arbeit werden, und er war fest davon überzeugt – links-zwei-links-zwei –, ihre Einstellung in die Versicherung durchdrücken zu können. Wenn Charlotte nur so schlau war, einen kleinen Augenblick noch an der Sperre zu warten. Er sah den Bahnhof bereits vor sich, links-zwei-links-zwei.

Dann steckte Robert das Taschentuch wieder ein, fühlte den Schlüsselbund, und während er nun als letzter ins Zimmer trat, auf die dunkle Gruppe zu, die das Bett umstand, dachte er an seine Frau. Sie würde auf ihn warten und ihm Vorwürfe machen. Er würde sie ausreden lassen und dann von Lore erzählen. Zum ersten Male brauchte er sich nicht zu entschuldigen, daß er so spät nach Haus kam.

»Kommen Sie mal her«, sagte Charlotte.

»Hä?«

»Wie alt sind Sie eigentlich?«

»Einundzwanzig«, sagte er.

»Und was glauben Sie, wie alt ich bin?«

Er brauchte an keinen Urlaub mehr zu denken. Mit wem sollte er in Urlaub fahren? Bei jedem Schritt, den er in die Mitte des nächsten Steines setzte, fiel ihm jetzt etwas ein: Lores Puderdose zum Beispiel und das kleine Schwämmchen, womit sie über die weiche Haut gefahren war. Wozu sollte das jetzt noch nützen? Man konnte es wegwerfen, die da im Haus sollten es ruhig in den Dreckeimer werfen. Sie hatte sich umsonst bemüht, schön zu sein. Es war ihr gelungen, noch jetzt war sie

schön, wunderschön und fremd, wie sie da im Bett lag, aber es war alles umsonst.

Luise schob der Großmutter einen Stuhl hin, und die Großmutter setzte sich ans Kopfende des Bettes, faltete die Hände vor der flachen Brust, und ihre Lippen bewegten sich. Sie betete monoton. Die anderen verstanden nicht, was sie betete, es war ein leises Summen und Brummen, das herabschwebte auf das ruhige Bett. Nur die Lippen bewegten sich schnell, und ihr Blick lag abwesend auf dem Schatten, der aus ihrem Körper wuchs und sich schräg über das weiße Bettuch hinstreckte, über Lores Hände, die gelb und schön gefaltet dalagen. Die Großmutter weinte nicht.

»Neunzehn, schätze ich«, sagte der junge Mann.

»Ungefähr«, sagte Charlotte und lachte ihn aus. »Noch nicht ganz, machen Sie das immer so?«

»Fast immer«, sagte er frech, aber sein freches Gesicht war erbarmungswürdig, und Charlotte sah es.

»Woher kommen Sie?«

»Aus Hannover.«

»Sie haben keine Arbeit?«

»Noch nicht«, sagte der junge Mann. »Werd schon was finden.«

Links-zwei-links-zwei-links-zwei. »Hoppla«, sagte er. Er konnte noch gerade stoppen, um ein wildes Taxi vorbeirasen zu lassen. Dann sprang er über die regennasse Verkehrsinsel weg, lief über den Vorplatz und in den Bahnhof hinein.

»Laß mich vorgehen«, sagte Georg.

Der Vater blieb auf der Straße stehen und sah nicht hin, wie Georg leise die Tür aufmachte, er stand zusammengesunken da, er hatte kaum noch Kraft, sich aufrecht zu halten, er schwankte merklich und sah nicht, daß Georg

ihm winkte, hereinzukommen. Georg mußte ihn holen, faßte ihn beim Arm und zog ihn mit sich hinein.

»Ich will nicht«, sagte Herr Richards müde.

Georg gab keine Antwort, er zog ihn mit in den Flur.

Alles war umsonst gewesen: für nichts hatte er in der Gießerei gearbeitet, für nichts hatte er ihr diese monströsen Unterwassergaragen gezeigt, für nichts hatten sie sich kennengelernt. Sie hatte Bücher gelesen und ein wenig Geld verdient, sie hatte geatmet und gegessen – bei jedem Schritt über die nasse Bordsteinlinie fiel ihm jetzt etwas ein.

»Ich will zum Grenzschutz«, sagte der junge Mann.

Charlotte sah ihn immer nur für Augenblicke an. Sie hatte den Koffer vor sich hingestellt, eine niedrige Barriere, sie blickte sich noch immer in der Bahnhofshalle um.

»Und wo bleiben Sie heute nacht?«

»Bei Ihnen.«

»Denkste, mein Lieber.« Sie hob den Koffer auf und drehte sich um.

»Oder wissen Sie einen besseren Job als Grenzschutz?«

»Nein«, sagte Charlotte und ging weg.

Luise kniete neben Hilde am Bett. Die beiden Männer standen. Es war ganz still, bis sie alle Georg und den Vater hereinkommen hörten. Da stand Luise auf und schloß die Tür. Keiner drehte sich um, keiner bewegte sich, sie schauten auf das Bett und auf das Gesicht, das immer stiller, immer fremder und schöner zu werden schien. Es sah jetzt nicht mehr aus, als ob sie schlief. Als Luise sich wieder hinkniete, sah sie, daß Hilde aufgehört hatte zu weinen. Sie gab ihr die Hand, und Hilde drückte sie lange.

Peter schlug den Kragen herunter, trocknete sich das nasse Gesicht, verschnaufte ein wenig und ging zur Sperre.

»Ist der Zug aus Berlin schon da?« fragte er.
»Schon lange«, sagte der Schaffner.
»Hatte er keine Verspätung?«
»Nein«, sagte der Schaffner. »Verspätung hatte er nicht.«
»Danke«, sagte Peter. Er ging langsam von der Sperre weg, er schien plötzlich traurig zu sein, zündete sich eine Zigarette an und sah sich müde, ein wenig gelangweilt in der Halle um.

Ihre neunzehn Jahre waren umsonst gewesen, und es hatte keinen Sinn gehabt, daß sie gut gewachsen war, daß sie gehen, sprechen, nachdenken gelernt hatte, daß sie gelacht und gelächelt, bezaubernd gelächelt, geweint und eines Nachts auf seinem Zimmer erfahren hatte, was auch zur Liebe gehört. Alles war umsonst gewesen, es war zwecklos, über die Bordsteine zu gehen und den Fuß in die Mitte des nächsten Steines zu setzen. Es war zwecklos, sich durchregnen zu lassen. Er war müde, er gähnte nicht, aber eine endgültig resignierende Müdigkeit kam in ihm auf. Er kreuzte verschiedene Straßen, er musste schlafen, irgendwo mußte er ankommen und schlafen, ein Leben lang schlafen, vielleicht war es gut zu sterben, aber sterben war anstrengend, und er war müde, er wollte schlafen, irgendwo, lange, sehr lange schlafen, – und Georg zog seinen Vater an Lores geschlossener Tür vorbei.

»Ich muß etwas Wasser trinken«, sagte Herr Richards, er hatte die Augen geschlossen und tastete sich blind zur Küche.

»Ich geh schon ins Zimmer«, sagte Georg, und alle, die an Lores Bett standen, saßen oder knieten, hörten es durch ihr Gebet hindurch. Sie hatten alle die Hände gefaltet. Die Großmutter bewegte schnell ihre Lippen und brummte, Erich spielte unbewußt mit seinem Ehering, und als Hilde den Vater sprechen hörte, mußte sie an den Sonntagsanzug denken, der nun verdorben war.

Dann betete sie weiter, drückte die Hände hart gegeneinander, daß sich das Blut in ihnen staute, und während sie betete und nun auch ihren Mann mit einschloß, gingen Peter und Charlotte aufeinander zu. Sie lächelten beide, aber sie schauten zu Boden, während sich der Abstand zwischen ihnen verringerte, und Herr Richards beugte sich unter den Wasserkran, der Rücken schmerzte, aber alle Schmerzen in seinem Körper waren dumpf, weich eingepackt von seiner grenzenlosen Müdigkeit. Er ließ das Wasser in die geöffneten Hände fließen, sah zu, wie es übersprudelte, und konnte sich erst nach einiger Zeit dazu entschließen, zu trinken, er schlürfte.

Alfred Koch wußte jetzt deutlich, daß er nach Haus ging, zu seinen Eltern nach Haus, aber er hatte nicht das Gefühl, nach Haus zu gehen, vielleicht gab es so etwas für ihn nicht mehr, er suchte ja nur einen Platz, wo er sich hinlegen und lange schlafen konnte. Er ging mit langsamen, großen Schritten nach Haus, die Hände in den Hosentaschen, er ging mitten über die Straße, und er wich nicht aus, wenn ein Auto herankam. Georg stand im Wohnzimmer und wunderte sich, daß niemand da war. Als sein Vater aufgehört hatte zu trinken, den Wasserkran laufen ließ und zum Tisch wankte, sagte Charlotte:

»Tag, Peter.«

»Tag, Charlotte«, sagte Peter. Sie gab ihm die Hand.

»Schön, daß wir uns noch getroffen haben.«

»Ja«, sagte Peter. Die Zigarette verkohlte ungenutzt unter seiner Hand. Herr Richards setzte sich an den Küchentisch, legte die Arme darauf und ließ den Kopf fallen. Als Georg aus dem Wohnzimmer in den Flur trat, schlief Herr Richards schon. Georg drehte den Wasserkran zu und ging zu Lores Zimmer. Leise öffnete er die Tür, leise ging er hinein, trat hinter die Betenden, die sich nicht nach ihm umblickten, und faltete die Hände. Er betete nicht, er faltete nur die Hände, schaute über die Schul-

tern hinweg und sah das wachsbleiche, schwarzumrandete Gesicht auf dem weißen Kopfkissen. Die Großmutter drehte sich dann zu ihm hin, und dabei schlug die Kerzenflamme wild hin und her, bis in die Waagerechte. Sie tastete nach Georgs Hand, zog ihn heran und flüsterte ihm ins Ohr:

»Wir müssen noch was besprechen, Georg.«

»Gut«, sagte er.

»Laß mich mal ziehen«, sagte Charlotte. Peter gab ihr die Zigarette, nachdem er den langen Aschenstengel abgeschnippt hatte. Sie zog kräftig, sie sah ihn lächelnd an, während sie an der Zigarette zog. Dann gab sie ihm die Kippe zurück, griff in die Manteltasche, blickte sich um, suchte etwas und lief davon, auf den jungen Mann zu, der mit verlegenem Gesicht an der Sperre stand.

»Kommt mal mit nach draußen«, sagte Luise.

Großmutter blieb sitzen, sie betete weiter. Die andern folgten Luise auf den Flur.

»Hier«, sagte Charlotte.

»Was ist los?« sagte der junge Mann. »Wer ist das?«

»Essen Sie was«, sagte Charlotte, drückte ihm ein Zweimarkstück in die Hand und lief zu Peter zurück.

»Wo ist Vater?« fragte Luise.

»In der Küche«, sagte Georg.

»Ich muß ihn ins Bett bringen, weiß er schon...?«

»Nein«, sagte Georg.

»Laß mich das machen«, sagte Hilde.

»Wollen wir eine Wache einrichten?« sagte Luise. Robert zog die Zimmertür zu. Sie standen im Dunkel. Keiner antwortete.

»Wollen wir?« fragte Luise.

»Natürlich«, sagte Erich. »Ja, ja, ja«, kam es aus dem dunklen Flur.

Peter hatte eine zweite Zigarette angezündet. Als Charlotte zurückkam, gab er sie ihr. Dann nahm er den Koffer auf und ging mit ihr aus dem Bahnhof hinaus.

»Darf ich anfangen mit der Wache?« fragte Robert.
»Käthe weiß nämlich nicht, daß ich hier bin.«
»Ich ruf sie an«, sagte Erich.
»Wenn keiner was dagegen hat, kannst du anfangen«,
sagte Luise.
»Ich bring dich nach Haus«, sagte Peter.
»Ich würde es auch allein übernehmen«, sagte Hilde,
»wenn ihr zu müde seid.«
»Ach wo«, sagte Robert. »Ich bin dafür, daß die Männer
es machen. Luise muß ins Bett, Vater und Großmutter
auch.«
»Ich nicht«, sagte Hilde.
»Gut«, sagte Luise, »macht das unter euch aus.«
»Wir haben nämlich noch einiges zu besprechen«, sagte
Peter.
»Und ich muß dir von Berlin erzählen.«
»Oder willst du mit zu mir kommen?«
»Das ist mir gleich«, sagte Charlotte und nahm seinen
Arm.
»Ich möchte nur nicht mehr allein sein.«
»Ich auch nicht.« Sie gingen über den nassen Vorplatz,
merkten kaum, daß es regnete, gingen Arm in Arm zur
Haltestelle und warteten dort auf die Straßenbahn.



*Johann (Jans) Lübbers, Studienrat am Gymnasium Laurentianum
in Warendorf: Er ging unter seinem Spitznamen »Beileibenicht«
als Hauptfigur in den Roman Engelbert Reineke ein*

»Beileibe nicht« Nachruf auf einen Lehrer

Vor einem Jahr ist er gestorben. Erst heute habe ich es erfahren. Mein Nachruf mag im juristischen Sinne verjährt sein. Aber ich habe Gründe anzunehmen, daß mein dahingegangener Geschichtslehrer, dieser große, schwerfällige Sproß eines pommerschen Erbgutes, in juristischen Spitzfindigkeiten nicht sonderlich bewandert war. Also denn: »Beileibe nicht« ist von uns gegangen. Ich habe ihn nur zwei Jahre lang gekannt, in den zwei letzten Jahren meiner Schulzeit. Aus welchen Gründen ich diese Zeit ausgerechnet an der Schule absolvierte, an der »Beileibe nicht« Geschichte gab, möchte ich mir für die Memoiren aufsparen, die ja doch einmal geschrieben werden müssen. Jedenfalls merkte ich schon in der ersten Woche, daß ich an eine ganz besondere Schule geraten war, vielmehr, daß unsere Pauker ganz besondere Leute waren. Es ging das Gerücht, viele unserer Lehrer seien in diese kleine Stadt strafversetzt worden. Ob das Gerücht auf Wahrheit beruhte, bezweifle ich; ich möchte hingegen annehmen, daß es durch die sonderlichen Eigenschaften, die manche der Lehrer besaßen, hervorgerufen worden war.

Ein Lateinlehrer zum Beispiel sah aus wie ein Boxer, was ihn dazu bewogen haben mochte, seinen Unterricht dementsprechend zu gestalten. Es kann niemand behaupten, wir hätten bei ihm lediglich Caesar und Cicero richtig auszusprechen gelernt. Leider aber stimmt es auch, daß er uns, wahrscheinlich ungewollt, den wirkungsvollen Gebrauch der eigenen Fäuste beigebracht hat. Er wurde später zum Turnlehrer degradiert. An diesem Tage erschien unsere Klasse in schwarzen Anzügen in der Schule.

Der Französischpauker war des Morphemkonsums verdächtig, jedenfalls gab es Klassenarbeiten, bei denen alle mit der euphorischen Zwei, höchstens mit Drei abschnitten, und es gab Klassenarbeiten, bei denen es nur Vierer und Fünfer hagelte. In der Physik verharren wir monatelang bei den Geheimnissen des Bunsenbrenners, und die Mathematikstunde war der reinste Exerzierplatz, der Mathematiklehrer soll nämlich im Ersten Weltkrieg vergebens nach der Offiziersuniform gestrebt haben. Und mindestens drei unserer verehrten Lehrer gingen teils verborgen, teils offenkundig, je nach Temperament, dem Alkohol nach, eine Eigenschaft, für die wir das mitleidvolle Wort Krankheit zu gebrauchen uns mühten. Der Auffälligste unter den Kranken, der Anfälligste auch, war »Beileibe nicht«, unser Geschichtspauker aus Pommern. Böse Zungen behaupteten, er sei hauptberuflich Vorsitzender des Obst- und Gartenbau-Vereins. Es war offensichtlich, daß er das Lokal dieses Vereins zu frequentieren pflegte. Meine Mitschüler wußten, daß er ebenso häufig im Vereinslokal der Rasenfreunde, der Ziegenzüchter, der Haus- und Grundbesitzer und auch der Mieter auszutreffen war; und einer behauptete, daß »Beileibe nicht« seit Jahren schon und mit größter Geschicklichkeit die Ausstellungen des Kaninchenzuchtvereins arrangiere. Einem anderen Lehrer hätte unsere Klasse aus solchen übereinstimmenden Aussagen einen Strick gedreht. Es ist merkwürdig, daß wir »Beileibe nicht« schonten. Wenn er, was regelmäßig in jedem Quartal einmal vorkam, nicht zum Unterricht erschien, setzten wir immer wieder auf Krankheit und nur in zweifelsfreien Fällen auf Kaninchen, Ziegen oder Obstbäume, und wir verhielten uns ruhig, um ihn nicht zu verraten. Er wußte es. War er durch Krankheit nicht verhindert, dann schwankte er gewöhnlich durch die Tür, haute seinen breitrandigen Hut auf den Haken, stampfte zum Pult und begann - immer mit den gleichen Worten: »Die Geschichte ist ein Feld

großer, menschlicher Irrtümer, seid dessen eingedenk und« – kleine Pause, in der er sein Buch aufschlug, »betrachten wir nun Pippins des Kleinen Regierungspläne.« Er war unter den Geschichtslehrern, die ich kennengelernt habe, der einzige, der Jahreszahlen verachtete und sie daher nicht oder nur selten von uns verlangte.

Und darum, mein verehrter »Beileibe nicht« – ich will nicht vergessen, daß ich einen Nachruf schreibe –, darum verdanke ich dir, meinem großen, hünenhaften Lehrer, daß ich zum Beispiel die Wahrheit der Französischen Revolution, »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«, auch heute noch nicht gern in eine Jahreszahl verbanne, sie vielmehr als fortwirkende Gegenwart bei mir trage. Du hast uns über die Schlachtfelder der Jahrhunderte geführt, hast uns die Zahl der Toten genannt und gesagt, man habe ihnen das Kaninchenfell über die Ohren gezogen. Das war im Jahre 1939. Wir verstanden schon damals, daß der Zusammenhang zwischen Kaninchenzucht und Weltgeschichte, der in deinen Ausdrücken nur gespielt sichtbar wurde, eine deiner ernsthaften Anspielungen war. Du sagtest hinter den Bildern etwas anderes, und wer Ohren hatte zu hören, der erkannte, warum du längst vergangene Diktaturen nachdrücklich mit einem Kaninchenstall verglichst und warum du dich von uns verleiten ließest, von Alexander weg in den Obst- und Gartenbau abzuschweifen. Solche Exkursionen benutztest du nämlich, um sie, auch zu Anfang des Jahres 1940 noch, mit den Worten zu beenden: »Es ist noch kein Baum in den Himmel gewachsen, Jungens.« Wer Ohren hatte zu hören... und so weiter.

Trotz seiner Krankheit, trotz seiner hauptberuflichen Tätigkeit und trotz seiner polternden Unterrichtsmethode empfangen wir von ihm ein geordnetes Bild der Vergangenheit. Die säuberliche Scheidung der Epochen erreichte er vorzüglich dadurch, daß er zum Beispiel – beim 1. August 1914 angelangt – die schweren Bauern-

hände aufs Pult stützte, sich langsam hochdrückte, schnaufte, schließlich freihändig dastand und sagte: »Fenster auf!« Es versteht sich von selbst, daß alle fünf- undzwanzig Schüler zu den Fenstern stürzten, um sie aufzureißen. Einmal ist bei dieser Zeremonie eine Scheibe zertrümmert worden, die »Beileibe nicht« noch während des Unterrichts durch eine neue ersetzen ließ. Während wir also zum Fenster hinausblickten oder unsere Mathematikaufgaben machten, ging er händereibend auf und ab, zog die Uhr, machte Atemübungen. Und nach exaktem Verlauf von fünf Minuten verkündete er: »Fenster zu!« Er begab sich zum Pult, ein wenig gebückt, aber fest auf seinen Knochen, und fragte: »Warum haben wir eine Pause gemacht?« Die Klasse trompetete, unzählige Male erprobt, im Chor: »Weil jetzt ein neues Kapitel beginnt.« – »Richtig«, sagte er und fuhr fort: »Als im Jahre 1918 der Erste Weltkrieg beendet wurde.« Er sagte schon damals mit prophetischer Sicherheit: der Erste Weltkrieg. Er verabscheute das Kriegsspielen, und darum ließ er solchen oder ähnlichen Fehlritten der Historie seine Verachtung durch eine Fünf-Minuten-Pause spüren.

Einer unter uns, der Ohren hatte, sie jedoch nicht zu gebrauchen verstand, der Sohn eines Blockwartes, protestierte gegen diesen willkürlichen Sprung. Wir schauten »Beileibe nicht« gespannt an. Er hatte immer ein rotes Gesicht. Die Farbe aber, die sein Gesicht in diesem Augenblick annahm, lässt sich nur mit der Farbe der Purpurschnecke vergleichen. Er stellte sich vor die Klasse, nahm den Blockwartssohn stur aufs Korn, und die Purpurschnecke in seinem Gesicht trat deutlicher hervor. Wir rechneten mit einem Wutanfall, mit einem von der Sorte, die frei weg von der Leber kommen, sauber, ehrlich und nur selten nachtragend sind. Aber der Anfall fand nicht statt. Die Schnecke zuckte, und – wenn ich auch noch nie eine brummen gehört habe – diese

brummte und knurrte und beherrschte sich. Das war großartig. Dann erklärte er mit leiser Stimme: »Sie Esel!« Das war eine gebräuchliche Anrede. »Können wir von hier aus beurteilen, was vierzehn-achtzehn los war?« Und, wie wir es gewohnt waren, brüllten wir befreit, und der Blockwartssohn brüllte diesmal noch mit: »Beileibe nicht!« Er antwortete darauf wie immer – daher nämlich hatte er seinen Spitznamen – als Bestätigung: »Beileibe nicht.«

Ich sagte, wie wir es gewohnt waren. Das stimmt. An allen Punkten der Weltgeschichte, an denen seine Meinung eine andere war als die der amtlichen Lehrpläne – wenn es jemand vergessen haben sollte: Es war lebensgefährlich, einer anderen Meinung zu sein –, an allen strittigen Punkten also pflegte er zu fragen: »Können wir das von hier aus beurteilen?« Und wir antworteten unisono: »Beileibe nicht!« Worauf er es still wiederholte. Fast alle Querulanten, die über diese wahrhaft salomonischen Urteile rasonieren wollten, haben wir auf dem Schulhof mit den Methoden des Lateinlehrers zur Vernunft zurückführen können. Nur der Blockwartssohn zeigte sich von Monat zu Monat, je näher die Einberufungsbefehle kamen, unserem missionarischen Eifer weniger zugänglich. Seit der beanstandeten Pause zwischen dem 1. August 1914 und dem Kriegsende 1918 steigerten sich die Krankheitssymptome »Beileibe nichts« erschreckend. Wir sahen und rochen es. Er sah aus, als habe dieses kleine Ereignis Dämme in ihm gesprengt. Seine historischen Meinungen paßten sich mehr und mehr den allein gültigen an; Fünf-Minuten-Pausen gab es immer seltener, und die Stunden begannen nicht mehr mit jenem denkwürdigen Satz, mit dem er uns der Irrtümer in der geschichtlichen Forschung eingedenk sein ließ. Dafür geschah es nun immer häufiger, daß sein Hut Sekunden vor ihm in die Klasse rollte. Immer häufiger sagte er nun zu Beginn des Unterrichts: »Jungens, verhaltet euch noch

einen Augenblick ruhig, ich hab noch nicht gefrühstückt«, ging hinaus auf den Flur, pendelte hin und her, mehr von Seitenwand zu Seitenwand als von einem Ende zum anderen, und frühstückte.

Leider war ich auch unter denen, die »Beileibe nicht« eines Tages nachstiegen und ihn stundenlang, bis zum Dunkelwerden, von einer Kneipe zur anderen ungesehen begleiteten. Mit erstaunlicher Genauigkeit segelte er von einer Wirtshaustür zur anderen und ließ keine aus. Ich schämte mich. Meine Selbstvorwürfe verebbten jedoch, als wir ihm beistehen konnten. Er ruderte aus einem Wirtshaus und setzte gerade an, das Straßenpflaster mit seiner Nase bekanntzumachen. Wir fingen ihn auf und brachten ihn nach Haus. Kurz vor seiner Wohnung erkannte er uns. »Sie Esel!« sagte er. »Sie glauben wohl, ich bin betrunken?« Einer von uns versuchte, ihn vom Gegenteil zu überzeugen. »Können wir das von hier aus beurteilen?« fragte er, und über die dunkle Straße hallte der Chor: »Beileibe nicht! Beileibe nicht!« So getragen und majestätisch wie ein Choral.

Eines Tages nun, viele Bänke standen bereits laut Gestellungsbefehl leer da, war »Beileibe nicht« über alle Maßen krank. Unausgesprochen waren wir sofort bereit, ihn heute besonders zu schonen, und wir lockten seinen Vortrag sanft in die gefahrlose Kaninchenzucht. Das gelang vorzüglich. Dann aber passierte die Panne. Der Oberblockwartssohn, sein Vater war inzwischen befördert worden, entwickelte ein so gerissenes Fragesystem, um ihn von den Kaninchen weg über die Geschichte in die spaltenreichen Schneefelder der Politik zu entführen, daß wir verblüfft und uns hernach darüber einig waren, daß der Schuft auf diesen Augenblick gewartet hatte. Ohne daß wir es ändern konnten, gelang es ihm schließlich, den großen alten Mann zu verwirren. Als er ihn weich genug glaubte, krepelte er sich im Geist die Ärmel auf und setzte zum entscheidenden Stoße an. Wir fingen an

zu murren und zu schaben und zu summen. Aber »Beileibe nicht« verbat sich das mit schwerfällig-kranker Stimme. Wir zuckten zusammen, denn in diesem Augenblick erkannten wir das entblößte Haupt der Schicksalsgöttin, von der er uns während unseres Aufenthaltes im Hellenismus berichtet hatte. Der Oberblockwartssohn wurde aufgefordert, weiter zu fragen. Das tat er, und nun legte er die plumpe Schlinge: »Sie zweifeln doch gewiß nicht, Herr Studienrat, daß unser Führer diesen Krieg siegreich beenden wird?« Der alte Mann muß gespürt haben, daß er auf einer Gletscherspalte stand. Weiß der Teufel aber, welch prometheische Lust, welch irrsinniger Widerstandsgeist ihm eingab zu sagen: »Können wir das von hier aus beurteilen?« Kaum hatte er es gesagt, fiel sein Kopf schwer auf die Pultplatte. So verweilte er, und in der Klasse rührte sich nichts. Dann hob er den müden Kopf. Sein Gesicht war weiß. Er reckte sich hoch, beugte sich über den Pultrand zu seinem Angreifer hin, stierte ihn an und wiederholte provokatorisch: »Können wir das von hier aus beurteilen?« Sein zerquältes Gesicht wandte sich nicht ab. Dem Blockwartssohn schien es überall zu kribbeln, er kratzte sich, rutschte hin und her, kramte unter der Bank, aber sein Blick landete immer wieder am Pult, von wo ihn zwei kranke, wäßrige Augen unumwunden anstarrten. Als sich »Beileibe nicht« nun halb im Raume hängend zum dritten Male zu seiner Frage aufraffte und sie hervorstieß, verzweifelt und verächtlich zugleich, da fing der Gefragte an zu kichern, dann brüllte er: »Beileibe nicht!« und schaute sich nach uns um. Wir aber schwiegen. Der kranke Mann rieb sich über die Stirn und lächelte, schmerzvoll, aber bezaubernd – ein Mann Aug in Auge mit seinem wütenden Schicksal – und sagte: »Verhalten Sie sich einen Augenblick ruhig.« Er ging hinaus und kam für den Rest der Stunde nicht wieder zurück.

Er kam nie mehr zurück; denn am folgenden Tage wurde er aus dem Schulamt entlassen, pensioniert. – Vermutlich hat ihn die Popularität, die er unter seinen Vereinsbrüdern genoß, davor bewahrt, in die bekannte, sehr viel schlimmere Pensionierung geschickt zu werden. Von da an widmete er sich ausschließlich den Obstbäumen und seiner Krankheit. Ich wurde eingezogen und verlor ihn aus den Augen. Nach dem Kriege soll er für kurze Zeit noch einmal auf dem Pult gesessen haben, bis zu seiner erneuten Pensionierung. Und vor einem Jahre nun ist er gestorben. Erst heute habe ich es erfahren. Ich lege dir, lieber, weiser »Beileibe nicht«, diesen Nachruf aufs Grab. Für den wichtigsten Satz halte ich den, in dem von dir und der in mir fortwirkenden Französischen Revolution die Rede ist. Ruhe in Frieden.

Die Mauer

Es war im vergangenen Sommer, an einem Samstagabend. Das Wochenende quirlte auf den Bürgersteigen im Zentrum der Stadt. Ein grüner Wagen mit geöffneten Fenstern entglitt der dröhnenden Glocke des Lärms, fuhr aus der Stadt heraus und hatte auch dort noch die von Autos, Motorrädern und Straßenbahnen aufgeworfenen Lärmwellen zu passieren. Im Blechkasten des Taxameters klickten die Nummern, und der Fahrpreis stieg.

Von Zeit zu Zeit holte der Taxifahrer seinen Blick von der schnurgeraden Ausfallstraße zurück und erfaßte im Spiegel die glänzenden, nahezu schwarzen Augen der Frau, die schräg hinter ihm saß und scheinbar regungslos nach vorn durch die Scheibe blickte. Schattenflecke und Sonnenflitter jedoch überwehten schnell ihr Gesicht und verstärkten den Eindruck jener reizvoll feinnervigen Spannung, die der Fahrer bemerkt hatte, als er ihr beim Einsteigen die Wagentür offenhielt. Immer wieder, während die Häuser mehr und mehr in den Verband der Stadt zurückflohen, landete sein Blick im Rückspiegel, um das Gesicht der Frau zu sehen.

Als dann die Sonne, bis dahin im Gitterwerk der Straßenbäume gefangen, plötzlich verschluckt wurde von einem gewaltigen Schatten, spähte die Frau durch das offene Fenster nach draußen und sah aus dem flachen Teller der Landschaft eine Gruppe hoher, rot dunkler Massen aufwachsen; Gebäude, die von den Leuten halb furchtsam, halb spöttelnd die »Hülle« genannt wurden.

Die Frau richtete sich auf, zog das helle Jackenkleid zurecht und sagte:

»Hier ist es. Bitte zum Hauptportal rein.«

Der Fahrer drosselte den Motor. Er drehte sich halb und fragte ungläubig, sogar leicht verstört über die Schulter hinweg:

»In die Hülle?«

»Ja, natürlich, warum denn nicht?«

»Da dürfte jetzt keine Besuchszeit mehr sein, Samstag abends.«

»Machen Sie sich keine Sorgen, fahren Sie«, befahl die Frau mit verhaltener Ungeduld, »und halten Sie gleich vorne am Pfortnerhäuschen.«

Der Wagen bog langsam ein und stoppte. Der Fahrer stieg aus, lief um den Wagen herum und wollte ihr die Tür öffnen. Da stand sie bereits draußen und sagte:

»Warten Sie hier«, schritt auf das Pfortnerhäuschen zu, trat ein und fragte sogleich:

»Ist mein Sohn hier gewesen, Herr Balsam?«

»Ihr Sohn? Nein. Ihr Sohn war nicht hier«, antwortete bedächtig der alte Mann, den sie Balsam genannt hatte.

»Gestern und vorgestern und vorgestern war er hier, ohne etwas auszurichten allerdings, aber heute noch nicht.«

»Dreimal schon? Ich habe es geahnt. Jeden Morgen, wenn er wegging, ohne zu sagen wohin, sagte er: Heute unternehm ich was. Aber dabei blieb es dann auch.«

»Wir müssen Geduld haben. Vielleicht kommt er heute abend doch noch und schafft es. Es ist ja keine Kleinigkeit.«

»Ich weiß«, entgegnete die Frau, und fuhr fort, sanfter nun und mit leicht bebender Stimme: »Ich weiß, daß es nicht leicht ist. Wenn wir ihn zwingen könnten, wär alles einfacher. Aber wohl auch nicht so gut, wie?«

»Die Gezwungenen sind nachher am meisten gefährdet, das stimmt.«

»Ich mache mir schreckliche Sorgen, Herr Balsam. Ich habe doch nur noch den einen. Er ist arbeitslos, er spricht kaum noch mit mir, er hat kein Geld in der Ta-

sche. Wo treibt sich der Junge nur den ganzen Tag herum? Seit zwei Wochen ist er wieder ganz unten.«

»Ganz unten würde ich nicht sagen. So weit läßt er es ja Gott sei Dank nie kommen.«

»Kann ich hier auf ihn warten, wenigstens eine Stunde?«

»Natürlich. Nur – –«, Herr Balsam begann zu drucksen. Er kratzte mit dem stumpfen Ende eines Bleistiftes wirre Linien in die Schreibunterlage seines Tisches, während er brummte: »Sie können natürlich hier auf ihn warten, nur – –. Es ist vielleicht gut, wenn er Sie nicht sieht, vielleicht fühlt er sich überrascht.« Schneller sprach nun der alte Mann mit der rauhen Stimme, als traue er der Überzeugungskraft seiner Worte nicht. »Vielleicht fühlt er sich gezwungen, Frau Bürger, wenn er Sie hier sieht. Ich würde Ihnen raten, nicht zu warten. Sie müssen bedenken, daß er sehr empfindlich ist. Es ist eine unwahrscheinliche Anstrengung, das wissen Sie doch. Ich be- greife ja, daß Sie – – aber – –«

»Wenn er nun doch endlich einmal davon loskäme. Glauben Sie mir, Herr Balsam, es ist schrecklich für eine Mutter.« Sie seufzte. »Also gut, ich fahre nach Hause. Sie haben meine Telefonnummer?«

»Ich gebe Ihnen Bescheid.« Herr Balsam erhob sich und öffnete ihr die quietschende Tür. »Ich gebe Ihnen Bescheid, sobald er es geschafft hat.«

Frau Bürger ließ sich in die Stadt zurückfahren, die schnurgerade Ausfallstraße entlang. Jedesmal, wenn ihnen eine Straßenbahn entgegenkam, spähte sie hinaus und versuchte zu erkennen, ob sich ihr Sohn darin befand, Ulrich Bürger, dreiunddreißig Jahre alt, Buchhändler von Beruf und verlobt mit der Arzttochter Christa Rött. Aber sie entdeckte ihn nicht.

Ulrich stand in der Straßenbahn auf der anderen Seite und ließ sich den Fahrtwind ins Gesicht blasen. Seine Haare flatterten wild.

Es war also an diesem Samstagabend bereits das vier-
temal in einer Woche, daß er, sobald die Sonne blasser
wurde, aus der Stadt herausfuhr und an der Haltestelle
»Heil- und Pflegeanstalt« ausstieg. Bisher war es ihm
nicht gelungen, dort zu bleiben, wohin er sich wünschte,
und das lag daran, daß er immer im letzten Augenblick –
bereits hinter der Anstaltsmauer, schon im Pfortnerhäus-
chen – von einer heftigen Vision überfallen wurde. Dann
tanzten vor seinen Augen kleine, runde, bleiche Dinger
in unwahrscheinlichen Mengen, so daß alle Wände
damit bedeckt und der Himmel wie von einem Heu-
schreckenschwarm verdüstert schienen. Und dann konn-
te er nichts anderes mehr denken und sehen als diese
kleinen, runden, bleichen Tabletten, die vor seinen
Augen einen ganz verrückten Tanz aufführten. Heiß und
kalt wurde ihm, gefährlich zuckte das Herz, minuten-
lang, wie ein erschlagener Fisch, und er fürchtete, die
Besinnung zu verlieren. Automatisch schluckte er, aber er
schluckte nichts hinunter, nur faden Speichel, der eisen-
haltig schmeckte, bitter, heiß, dann staubig – nicht aber
die winzigen, wunderbaren Hostien, die seinen Rücken-
und Gelenkschmerzen und dem Stechen in der Lunge
Linderung verschaffen könnten. Seine Glieder wurden
wie von scharfen Fäden in den Boden hineingezogen.
Durst und Verlangen betäubten ihn fast. Und er glaubte,
vor Hunger sterben zu müssen, wenn er nicht schleunigst
der Vision nachgab, davonrannte und mit einem erbet-
telten oder erhandelten Rezept in die nächste Apotheke
stürzte.

Es war ihm noch nicht gelungen dort zu bleiben, wo er
schon zweimal war, vor zwei und vor vier Jahren. Und
das lag andererseits daran, daß ihm immer im letzten
Augenblick der Mut genommen wurde, Herrn Balsam
unmißverständlich aufzufordern, ihm den Einweisung-
schein des Arztes aus der Hand zu nehmen, ihn bei der
Stationsschwester anzumelden. Herr Balsam sah jedesmal

den Zettel in seiner Hand zittern, während vor Ulrichs Augen die Tabletten ihren ganz verrückten Tanz aufführten. Aber Herr Balsam lächelte nur geheimnisvoll über seine klobige, dampfende Pfeife hinweg, in der er Kartoffelkraut oder Zigarettenkippen zu rauchen schien; jedenfalls konnte Ulrich in diesem aufs Äußerste erregten Zustand den scharfen Gestank aus der Pfeife nur widerwillig ertragen und nur mit dem Vorgeschmack eines Brechreizes. Balsam war einfach zu alt, er war zu langsam und zu nachgiebig. Er ließ ihn mit seinem rätselvollen Lächeln wieder gehen, dreimal schon, und er sagte, als Ulrich bereits auf der Flucht war, die Türklinke schon in der Hand hielt, unendlich gütig trotz seiner aufgerauhten Stimme:

»Macht ja nichts, Herr Bürger. Vielleicht morgen?«

Heute abend würde er Augen und Ohren, Mund, Nase und alles gegen das Eindringen der teuflischen Tanzvision und des Pfeifengestanks verschließen, wenngleich er sich nicht recht vorstellen konnte, wie das zu machen war. Jedenfalls mußte ihm heute gelingen, dort zu bleiben, wo er schon zweimal war, wohin er sich nun wieder mit all der Bitternis und Scham und Traurigkeit seines Lebens sehnte: in die Anstalt draußen vor der Stadt, an der schnurgeraden Ausfallstraße, in die weißen Wände der Freiheit.

Jedesmal beim Aussteigen aus der Straßenbahn zwinkerte er dem Schaffner zu und merkte, daß die Leute hinter den großen Scheiben die Augen verkniffen, um ihn besser beobachten zu können. Er liebte diese anonyme Zeugenschaft bei seinen Versuchen nicht, sie war ihm unangenehm und peinlich, und er kam sich vor wie ein Taschendieb, der im Gewühle eines großen Warenhauses bei seinen heimlich-schnellen Geschäften ertappt wird. An der Stelle, an der er ausgestiegen war, blieb er unbewegt stehen, und er spürte deutlich, fast schmerzhaft den

Rücken hinunter, daß er von vielen Augen angesehen wurde.

Als das Abfahrtssignal dreimal in seinen Ohren schrillte, überlaut und aufreizend, und die gelben Wagen davonrollten, holte er tief Luft. Dann drehte er sich langsam um, sah der Straßenbahn nach und lugte hinüber zur Apotheke, die auf der anderen Seite dem Haupteingang der Anstalt gegenüberlag.

Es war eine kleine, alte Apotheke, und über ihr hatten die Bomben die Fenster so weit aufgerissen, daß sie bisher nicht wieder geschlossen werden konnten. Auf der Tür glimmte in zierlicher Neonschrift die tröstlich-verlockende Nachricht: *Nachtdienst*. In der Mitte des schmalen Schaufensters stand krumm und verärgert mit vielen Grippefalten im Gesicht ein kleiner Mann. Ein geheimnisvoller Mechanismus hatte ihn dazu verurteilt, alle fünf Sekunden loszuprusten, mit einem dicken Strahl aus feiner Watte, den er gleich darauf wieder verschluckte. Und dann zuckte seine Hand hoch und preßte ein Taschentuch gegen seine rote Nase, und auf dem Taschentuch empfahl sich glühend der Name der Firma: Hutschitücher. Links neben dem Grippemann pendelte ein Fuß. Wenn er die Senkrechte streifte, glosste ein dickes, hässliches Hühnerauge und beleuchtete matt das ganze Fenster, in dem schon die Dämmerung webte.

Bezaubert, geblendet stand Ulrich da und starrte hinüber. Doch das Hühnerauge und der Grippemann faszinierten ihn nicht. Mit schattigem Gesicht, in dem es heftig arbeitete, las er die erregende Neomeldung: *Nachtdienst*. Kurzes Dunkel, er wartete ungeduldig, voller Angst, die Schrift könne für immer erloschen sein – und dann wieder verlockend, zierlich, tröstlich schön: *Nachtdienst*. Er vergaß all seine Bitternis.

Er wollte aus seiner Haut heraus. Aber es würde nur leicht gegen seinen Vorsatz verstoßen, wenn er noch schnell einmal hineinginge, um »Nahrung« zu holen, ein

letztes Mal noch, ein allerletztes Mal. Was machte das schon? Aber dann erinnerte er sich, daß er nicht genügend Geld in der Tasche hatte, eben so viel, wie er brauchte, um in die Stadt, nach Hause zu seiner Mutter zurückfahren zu können, oder zu Christa Rött, oder zu einem Schulfreund, der ihn für die Nacht unterbringen würde.

Es dauerte einige qualvolle Minuten; er biß sich auf die Lippen. Es war eine saure Arbeit, sich abzuwenden oder zunächst wenigstens einen der dicken Kastanienbäume, die den Haupteingang der Anstalt beschatteten, zwischen sich und die aufregende Neonschlange auf der Apothekentür zu bringen. Es kostete seiner Stirn einige Schweißtropfen. Aber als er es geschafft hatte, als der rissige Baumstamm schützend zwischen ihm und der Versuchung stand, breit, undurchdringlich, da begann er glücklich zu lächeln, was er seit langem weder getan noch vermocht hatte. Und er dachte, daß es auf der Erde wahrscheinlich ein wenig anders aussähe, wenn es damals im Paradies schon am richtigen Platze solch dicke, undurchdringliche Bäume gegeben hätte. Und während er lächelte, glaubte er an seine Heilung, er glaubte an das Glück dieses Abends und er glaubte, daß er Christa einen Brief schreiben könne und sie bitten müsse, Geduld mit ihm zu haben, sechs Monate Geduld. Er wischte mit dem Rockärmel über die Stirn. Dann hob er vorsichtig den Blick.

Sein Blick glitt über den brüchigen Asphaltbelag des Bürgersteigs, berührte flüchtig das Pflaster unter dem Torgitter und einen Eckstein, tastete sich am Torpfeiler hoch, bis zur Mitte, schwenkte langsam nach links, hob sich noch etwas, bis er die Höhe des Schalterfensters im Pförtnerhäuschen erreicht hatte, und legte sich dann zufrieden in die schattigen Augen Herrn Balsams. Er wußte, daß Herr Balsam auf ihn wartete. »Vielleicht morgen?« hatte er schon dreimal gefragt. Er wußte, daß Bal-

sam das Licht nicht angezündet hatte, um seiner Auseinandersetzung mit der paradiesisch-versucherischen Neon-Nachricht zusehen zu können, über den Tisch gebeugt und so nahe am Fenster, daß zwischen dem Gesicht und der Scheibe eben noch Platz blieb für seine Pfeife.

In der Anstalt erzählte man sich schon seit vielen Jahren: Nicht einmal nachts nehme er die Pfeife aus dem Mund und es gäbe auf der ganzen Welt überhaupt nur einen, dem es gelingen könnte, den alten Balsam von der Pfeife zu entwöhnen: den Tod. Aber es stehe noch keineswegs fest, erzählte man sich in der Anstalt von Bett zu Bett, ob es dem Tod auch wirklich gelingen würde.

Herr Balsam nickte, Ulrich nickte zurück. Dieses Erkennungsspiel hatten sie schon an den drei vorangegangenen Abenden gespielt. Balsam vergaß keinen, der einmal vorbei an seinem Fenster in die Anstalt gezogen und nach vier, fünf oder sechs Monaten an seinem Fenster vorbei in die Welt zurückgekehrt war. Er nickte jedem zu und lächelte geheimnisvoll, und er wußte, daß viele von denen, die er in beiden Richtungen an seinem Fenster hatte vorbeihasten sehen, eines Tages wieder aus der Straßenbahn steigen und in die Anstalt zurückgebracht würden. Nur wenige ließen sich nicht wieder blicken. Er aber vergaß keinen. Und Ulrich Bürger hatte am vergangenen Mittwoch sogleich erkannt, daß es der alte Balsam war, der noch immer hinter dem Fenster saß. Dreimal war er der stummen Einladung des Pförtners gefolgt, und dreimal war es ihm nicht gelungen, dort zu bleiben, wohin er sich wünschte. Vielleicht hatte er sich nicht genügend Zeit gelassen, vorher, zur Vorbereitung. Vielleicht sollte er Geduld bewahren, drei oder vier Straßenbahnzüge vorbeirollen lassen, eine Zigarette rauchen, Atemübungen machen, seinen Willen konzentrieren und erst dann hineingehen.

Er stützte sich auf seinen Stock, machte zwei Schritte nach vorn, und Herr Balsam nickte freundlich, dann

einen Schritt zur Seite und noch einen kleinen Schritt zur Seite, und blieb stehen, hart an der Mauer, und ließ das Gesicht des Pförtners nicht aus den Augen. Dann wandte er sich, drehte sich langsam aus dem Blickfeld des Fensters heraus, während das halbe, das viertel und schließlich auch das letzte Stückchen von dem Gesicht Herrn Balsams noch immer hinter der Scheibe hing und nicht aufhörte, einladend zu nicken. Und dann begann er, in umgekehrter Richtung, an der hohen, rotbraunen Backsteinmauer, die den gesamten Komplex der Anstalt umschloß, entlangzugehen. Er zündete sich eine Zigarette an, und seine Finger zitterten.

Keiner ist verloren

Lediglich in der Absicht, sich durch das grausame Schauspiel der Gefangennahme des kahl geschorenen Irren nicht erweichen zu lassen, war Ulrich auf den Flur hinausgeschlichen. Er verließ das Gebäude und ging in den Garten. Sobald er gewiß sein konnte, im Wartezimmer niemanden anzutreffen als Dr. Lobb und die Schwester, wollte er in das Haus zurückgehen und den Aufnahmeschein wie die Freiwilligkeits-Erklärung unterschreiben. Schon zog jene Ruhe durch seinen Körper, die nach lange verzögerten und dann endlich doch noch gefaßten Entschlüssen die Nerven kühlt, selbst wenn die Entschlüsse nur gefaßt, aber noch nicht ausgeführt wurden. Er war ernst und sonderbar zuversichtlich. Er wich allen Vorstellungen von den kommenden Tagen mit Müdigkeit aus, versuchte, den Druck im Kopf zu vergessen, die Schmerzen in Lunge und Gliedern nicht zu beachten. Er wanderte ziellos in jeder Beziehung über die feststehenden Wege. Und vielleicht lag es an seiner Ziellosigkeit,

daß plötzlich aus seinem unbewachten Hirngefängnis jener Gedanke sprang, den er eben erst, am Fenster des Warteraumes, zurückgewiesen hatte? Er erschrak jedenfalls. Er konnte ihn schon nicht mehr zurückholen, er machte sich gleichsam selbständig; der Weg war ja frei, der Weg zu der Mauer und über die Mauer hinweg. Der Gedanke, ein kleiner, schnüffelnder Hund, lief ihm voraus, sprang über die Beete, ein zwerghafter Gedanken-Hund, der den Schatten einer riesigen Dogge warf, roch, um Ulrich zu täuschen, an Spinat und Salat, schoß dann aber zielsicher auf die Mauer zu, nicht irgendwohin, auf das niedrige Törchen vielmehr, schlich durch das geschlossene Törchen und war draußen, außerhalb des gesicherten Reviers, saß schon in der Straßenbahn, sprang eine Tür an, die Tür öffnete sich: und es war die Tür zur Druckerei, der Gedanken-Hund suchte Herrn Götze, und Herr Götze stellte sich an die Maschine und druckte einen Rezeptblock: Dr. med. Ulrich Bürger – – Dr. med. Ulrich Bürger, hundertmal.

Ulrich aber stand noch in der Sonne des Gartens und schloß für einen Moment die Augen. »Verflucht!« murrte er vor sich hin und schlug mit der Hand durch die Luft, als könne er seinen Gedanken-Hund an einer Leine zurückreißen, dann noch einmal mit wütender Wucht, als erschlage er ihn. Metallischer Geschmack wie von einem Kupferpfennig quoll aus der Zunge. Er spuckte ihn aus. Dann schwamm ein Geschmack von verderblicher Süße unter dem Gaumen her.

Da war er nun wieder, der bekannte und gefürchtete Zustand. Und da war sie wieder, die gleiche, dichte Verworfenheit, die übersüße Speise, an der er gekaut hatte, als er vor einigen Monaten nach einer durchsoffenen Nacht vor dem Schaufenster einer Apotheke stand, die Leute hineingehen und wieder herauskommen sah, Röhrchen und Schachteln entziffernd in der Hand, als er seine Brieftasche herauszerterte und ein längst vergessenes Re-

zept fand und dann schließlich selbst hineinging und zum ersten Male nach der Entwöhnungskur wieder gegen den Druck im Kopf und gegen den Schmerz der verengten Lungen seine Tabletten kaufte, die kleinen, bleichen Tabletten. Die gleiche, verderbliche Süße. »Verflucht!« murnte er.

Fast blind, fast betäubt von einem aufkommenden Taumel tapste er auf das Törchen zu, das durch die Mauer auf die Wiesen und Äcker der Anstalt hinausführte, steuerte sodann schnurstracks darauf zu, von einer Leine gezogen, die er nicht sah, aber spürte, und von der er wohl ahnte, daß sein Hund daran riß. Seine Hand, unkontrollierbar nun in ihrem Begehren, tastete nach dem rostigen Schlüssel, der im Schloß steckte, drehte ihn zweimal, und das Pfortchen sprang ihm entgegen. Er trat auf den Weg, der rings um die Mauer führte. In einem letzten, aber schon jetzt aussichtslosen Versuch machte er einige Schritte an der Mauer entlang, täuschte sich selbst Unbefangenheit vor, weg von der Straße, auf der er gedämpft die Insektengeräusche der Autos vernahm. Das Pfortchen stand offen, nichts war entschieden, unverzüglich, wenn er nur wollte, konnte er ja zurückgehen. Er war ein Spaziergänger, was sonst? Vielleicht war es gut, sich nochmals zu prüfen.

Aber dann hielt er an und drehte sich um, er schlich zum Pfortchen zurück und blickte in den Garten: Verrat und Stolz, Scham und das Glück des Betrugs entwichen. Entwichen! Ja, aber wem? Und als das Törchen ins Schloß klickte, bekam sein Gesicht eine maskenhaft starre Kälte.

Und er lief – lief zur Straße, er hastete die Straße hinunter, hechelte zur nächsten Haltestelle und wartete dort, im Rücken das gesunde Licht der Nachmittagssonne, auf die Bahn, die ihn in die Stadt bringen sollte, zur Druckerei.

Noch bevor er die Druckerei betrat, hörte er, daß die Maschinen nicht liefen. Es war Kaffeepause. Er blieb an der Tür stehen und überblickte den hellen Raum, durch dessen gläserne Decke die Sonne schien. Ein Drittel etwa und die glatte, hintere Wand lagen feierlich in diesem beständigen Licht. Die Arbeiter hatten sich auf einen Tisch in die Sonne gesetzt und sog an ihren Strohhalm-Milch aus den Flaschen.

Ulrich stand da, sah Herrn Götze nicht, aber auch er wurde noch nicht bemerkt, während er hörte, wie die Männer von sieben oder acht »Richtigen« sprachen, von »Heimspielen«, neuen, unfehlbaren Systemen, von Tausender-Gewinnen, Zwölfer- und Zehner-Wetten, vom Wechsel im Sturm, von Punkten, Spitzenreitern und schwachen Verteidigungen – aber von alledem verstand er kein Wort, er konnte sich nichts zusammenreimen. Er stand an der Tür, sie bemerkten ihn nicht.

Am Setzkasten aber, allein, beschäftigte sich ein Mann. Er drehte nun, obwohl Ulrich sich nicht bewegt hatte, den Kopf und blickte zum Eingang und sah ihn, Ulrich Bürger; er schien ihn sogleich zu erkennen, denn er lächelte jetzt. Er lächelte - wie lächelte er? Er lächelte – wie sein Bruder, wie Clemens. Der junge Mann am Setzkasten lächelte wie Clemens, der in Rußland begraben lag. Und obgleich Ulrich wußte, wie jemand träumend weiß, daß er träumt: Clemens kann es nicht sein, und obgleich er ja ahnte, daß er sich täuschte, daß es ein Trugbild war – dachte er heiß und erregt: Clemens; dachte und rief in Gedanken: »Clemens, Clemens!« Der Mann dort hatte die gleiche Figur, er hatte das gleiche Haar, die gleiche Haltung des Kopfes, Ulrich hatte es nicht vergessen, die gleichen Augen sogar, die gleiche Nase und selbst noch das gleiche milde Lächeln wie Clemens. Clemens! Und der Schreck, der nun in ihm bebte, machte es ihm fast unmöglich, sich daran zu erinnern, daß Clemens in Rußland begraben lag. Hier stand er,

dort am Kasten, Clemens, sein Bruder, und Clemens, der Wiedererstandene, lächelte milde wie Clemens sein Bruder. Vielleicht lächelte er nur eine Sekunde lang oder zwei; in diesen Sekunden jedoch hatte Ulrich das geisterhafte Gefühl, nichts auf der Welt gehe verloren: keiner ist verloren. Und da drehte der Mann, der aussah wie Clemens, den Kopf weg und wandte ihn zu den Arbeitern in der Sonne, die ihre Totoergebnisse verglichen und nicht aufgehört hatten, miteinander zu reden, und er rief:

»Götze! Besuch!« Und das war nun auch noch die Stimme, mit der Clemens, als er noch lebte, von einem Zimmer ins andere gerufen hatte: »Gehst du mit ins Kino, Ulrich?«, oder gesagt: »Du wirst dich noch wundern mit deinen Büchern«, oder gefragt: »Hat die alte Dame gemerkt, daß ich heut nacht nicht zu Hause war?« »Götze!« wiederholte der Mann am Setzkasten. »He, Götze, Besuch!«

Aus der Gruppe der Arbeiter löste sich der Mann, den Ulrich kannte, ein gewöhnliches, rundes Gesicht, in dem der Schnurrbart das Mittelmäßige nur in zwei Hälften zerteilte. Seine Augen jedoch blickten pfiffig.

»Na, Herr Doktor? Guter Tag heute, haben Sie gut ausgesucht.«

Ulrich sah an ihm vorbei, er sah hinüber zum Setzkasten und sah dort seinen Bruder. Und Götze betrachtete ihn mit Verwunderung, rieb sein Handgelenk und schüttelte leicht den Kopf. Ulrich bemerkte es nicht.

»Wieviel soll's denn sein?«

Ulrich blieb stumm.

»Bisher haben wir immer drei gedruckt. Wenn Sie 'ne Stunde warten wollen, können Sie se gleich mitnehmen.«

»Ja«, sagte Ulrich, aber es war keine Antwort.

»In der alten Form? Ich hab noch'n Musterblatt da.«

»Ja«, hauchte Ulrich. »Musterblatt.«

»Oder gehen Sie noch in die Stadt und kommen Sie gleich zurück?«

»Ja«, sagte Ulrich.

»Was denn nun? Bleiben Sie oder kommen Sie gleich wieder?«

»Wer ist das?«

»Wer?« Götze drehte den Kopf und verzog das Gesicht, aber Ulrich hob nicht die Hand, um ihm den Mann zu zeigen. Er deutete nur mit dem Kopf die Richtung an und sagte heiser:

»Der da.«

»Wo denn? Wen meinen Sie eigentlich?«

»Da, am Setzkasten.«

»Ach so, der. Das ist Hoffmann. Kennen Sie den denn nicht? Ich muß schon sagen, Sie sehen heut gar nicht gut aus, Herr Doktor, irgendwas an Ihnen gefällt mir nicht. Ist was?«

»Nein«, antwortete Ulrich, und er hatte Mühe, das auch zu bedenken, was er nun sagte: »Nein, Götze, es eilt ja nicht. Drucken Sie den Block morgen oder übermorgen, Ende der Woche komme ich dann vorbei.«

»Na gut«, machte Götze, und dann beobachtete er, wie Ulrich leicht in die Knie ging, fast im Zeitlupentempo, und eine Vierteldrehung auf ihn zu machte. Er wollte zupacken, aber da richtete sich Ulrich gewaltsam wieder auf und erklärte leise, fast verschwommen: »Also klar, nicht wahr? Oder – Götze – vielleicht – nein – können Sie mir ein Glas Wasser geben? Ich habe in der letzten Zeit zuviel gearbeitet.«

»Selbstverständlich, sofort.« Götze lief in einen Nebenraum. Ulrich sah nun wieder den jungen Mann, der wie Clemens aussah, und Clemens blickte zu ihm hin, und er lächelte wieder.

»Clemens«, murmelte er leise, »Clemens, Clemens.«

»Was ist?« fragte Götze, der zurückgekommen war.

»Danke«, Ulrich nahm das Glas und trank. »Besten Dank, Götze, also bis Ende der Woche.«

»Gut«, brummte der Drucker. Und er schüttelte den Kopf, als Ulrich die Tür aufklinkte und in schwimmendem Gang verschwand.

Als er den Hof überquerte, hatte er das Gefühl, alle Arbeiter seien an die Fenster gestürzt. Er riß den Kopf herum: drei hohe Fenster, hinter denen in tiefen Schächten die Sonne spielte, niemand blickte ihm nach. Dennoch war er froh, als er die Straße erreicht hatte.

Er ging in einen Friseurladen, ließ sich rasieren und die Haare schneiden.

»Ab und zu ist es schon nötig«, bemerkte ironisch der Friseur, als er den Papierkragen umband.

»Kann schon sein«, entgegnete Ulrich, und der Friseur hörte heraus, daß Ulrich wenig Lust hatte, sich zu unterhalten.

Mit einem Gefühl geliehener Frische, aber auch friedlicher Sauberkeit betrat Ulrich wieder die Straße und ging auf die nächste Haltestelle der Straßenbahn zu. Auf dem Wege dorthin blieb er vor einem großen Schaufenster stehen, in dem in pompöser Fülle Radios und Fernsehgeräte, Magnetophone, Plattenspieler, Musiktruhen, Antennen und Schallplatten ausgestellt waren.

Der Türknauf fühlte sich kühl an, der rote Teppich unter seinen Füßen, der wie ein Flußsystem längs und quer und in alle Richtungen durch den neonerhellten Laden strömte, war weich und wirklich vertrauenerweckend.

»Womit kann ich dienen?« fragte ihn der Verkäufer mit hilfsbereitem Lächeln.

»Ja, ich – ich weiß noch nicht – vielleicht –«, stotterte Ulrich, »vielleicht – ja, eine Schallplatte. Sie verkaufen doch auch Schallplatten?«

»Aber selbstverständlich, mein Herr, wollen Sie mir bitte in unsere Schallplatten-Abteilung folgen?«

Eine geordnete Macht von technischen Instrumenten, an den Wänden, auf dem roten Teppich, auf Tischen und Stühlen, in braun lackierten Regalen, zu Schau und Lockung dargeboten: ein prächtiger Tempel für die Götter eines neuen Geschlechts; den Weihrauch stifteten Gummikabel und Drähte und verborgene Öle in verschalten Getrieben. Schrankhohe Fernsehempfänger: Altäre für Cafés und Salons; handgroße Faltboot-Super-Talismane für die Natur; tastenbestückte Gehäuse, um auf den Wellen der Lüfte zu klimpern; fast alle mit einem starren Auge bewaffnet, magische Augen der Götter; aber auch Knöpfe in allen Größen: das waren die verwundbaren Stellen, da wurden die Götter zwischen zwei Fingern zu dienstbaren Untertanen.

Und während Ulrich an all diesem schlafenden Zauber entlangglitt, kam ihm der absurde Gedanke, all diese Apparaturen seien eingeschaltet, alle stünden auf Empfang und aus jedem Gehäuse quelle ein anderes Programm in den Tempel: Sonaten und Mütterberatung, Jazzband und Wasserstandsmeldung, das Neueste aus aller Welt, das Älteste aus neu entdeckten: der ganze, mühselige Aufwand, der in jeder Sekunde rings um die Erde kreist; eingefangen, gemischt, also wiederum die Verschmelzung; eine Mutter, die nach zehn Jahren im Arm ihres heimgekehrten Sohnes weint, ein Reporter, der den Atompilz beschreibt, eine Stimme aus Washington und eine aus Moskau, der gelächelte Silberlaut des Chinesen, die Trommel aus dem afrikanischen Busch, die Glocken Roms, das Echo in ägyptischen Pyramiden und Grönlands eisige Winde: alles, alles, die unglaubliche Vielfalt ganz, der Zauber, die Trauer, die Sehnsucht, die Wut und die Bitternis und die glückhaften Schmerzen der Liebe: die ganze Unerlöstheit, die ganze Lust jener Welt, in der er, Ulrich Bürger, umhertapste und sich bemühte, aus seiner Haut herauszukommen, um sich eine bessere überzuwerfen. Nur die Toten, die Toten

sprachen nicht? Aber sie hatten gelächelt. Sie nahmen Buchstaben aus den Kästen und lächelten mild. Und einige sprachen doch auch über das Grab hinweg, denn man hatte sie festgehalten auf Bändern. Die einen sprachen also, und die anderen Toten standen am Kasten und setzten Lettern zusammen: »Nichts geht wirklich zugrunde, es wandelt sich nur: keiner ist verloren.«

»So, bitte«, sagte der Verkäufer. »Fräulein Wiegand wird Sie weiter bedienen.«

»Was darf es denn sein?« fragte das Fräulein, und ihr gelber Pullover leuchtete sehr vor den braunen Regalen, in denen Schallplatten glänzten.

»Eine Schallplatte.«

»Haben Sie etwas Bestimmtes im Auge?«

»Ja, aber ich möchte sie vorher erst hören, ist das möglich?«

»Selbstverständlich. Nehmen Sie bitte Platz.«

Ulrich saß in einem tiefen Sessel und sah über sich den gelben Pullover leuchten, es war ein aufreizender Anblick, weil sie so zwanglos aufrecht stand, viel zu aufrecht, meinte er, und weil dadurch ihre Brüste erkennbar sich hoben und senkten unter dem gelben Gewebe.

»Und was darf ich Ihnen vorspielen?«

»Den Bolero, bitte, den Bolero von Ravel.«

»Sehr gern.« Sie legte die Platte auf einen im Regal verborgenen Teller. Ulrich lag halb im Sessel und hörte dem Bolero zu. Er hörte nicht viel, er hörte nicht aufmerksam zu; denn zuerst störte ihn der gelbe Pullover, und als ihr modernes Gesicht sich mehr und mehr zu langweilen schien, ärgerte er sich.

»Gut«, sagte er und stand auf. »Ich denke, das genügt.«

»Wollen Sie sie also mitnehmen?«

Viel zu nah drang die Melodie geheimnisvoll und fremd aus weißen Wänden und weißen Gängen auf ihn ein, aus den weißen Wänden seiner Freiheit, und genau in dem Augenblick, da sie sein Herz zu erdrücken drohte, hob

das Mädchen den Tonarm von der Platte, und alles verschwand wie ein Wind, den niemand gesehen. In seinen Ohren aber blieb nun der Klang wie auf- und abdämmernde Fata Morgana, und er verlor sich erst, als er mit der Platte unter dem Arm an der Haltestelle stand und ein schreiendes Quietschen vernahm, das ein stoppender Wagen über den Platz jagte.

Er rauchte und wartete, er wartete geduldig und wunderte sich, daß er so geduldig sein konnte. Er fröstelte in der Sonne. Die Straßenbahn fuhr in die Haltestelle ein, und er bestieg sie, setzte sich, weil er sich matt und zerschlagen fühlte, und stieg planmäßig um, fuhr aus der Stadt heraus, sah die Gebäude der »Hülle« aufwachsen und verließ die Bahn eine Station vor der Haltestelle »Heil- und Pflegeanstalt«.

Er fand das Mauertörchen, doch bevor er den Gemüsegarten betrat, steckte er den Kopf durch den Türspalt und spähte hinein. Eine Schwester beugte sich über ein Erdbeerbeet. Sachte zog er das Törchen zu und wartete. Er zählte bis fünfzig, dann peilte er wieder hinein. Er schimpfte leise und fluchte.

»Nicht unruhig werden«, sagte er sich. »Und wenn sie den ganzen Nachmittag dort hockt?«

Er stand im Schatten der Mauer und blickte matt über die Äcker hin. Dann versuchte er es zum dritten Male. Die Schwester stand nun an einem anderen Beet. Und als er, unruhig nun, fiebernd ein wenig, zum vierten Male den Kopf durch den Türspalt steckte, war die Schwester nicht mehr im Garten. Er sicherte nach allen Seiten, dann schlüpfte er hinein, drückte das Pfortchen zu, drehte den Schlüssel zweimal herum und eilte durch den Garten auf den Eingang zu, durch den er das Gebäude verlassen hatte. Auch auf dem Flur sicherte er, bevor er auf den Warteraum zuing. Und sein Atem kam schwer, die Hand, die die Schallplatte hielt, fühlte sich

feucht an, in der anderen Hand glitten die Finger der Reihe nach über den Daumen. Er bemerkte es kaum. Aus einem der anliegenden Zimmer trat Dr. Lobb, er sah den Ausreißer sogleich: »Na, da sind Sie ja endlich. Kommen Sie, Herr Bürger, ich hab gleich Visite. Haben Sie sich erst noch rasieren lassen?« Er führte ihn in den Warteraum. »So, hier sind die Wische. Kennen wir doch noch, was?« Ulrich unterschrieb. »Was haben Sie denn da?« »Den Bolero.« »Eine Schallplatte?« »Für Frau Unbekannt.« »Das ist großartig. Soll ich sie Ihnen verwahren?« »Bitte.« »Gut. Und jetzt? Wollen Sie sich erst noch ausruhen? Ihr Bett steht für Sie bereit.« »Nein«, entgegnete Ulrich und blickte an dem Arzt vorbei gegen die Wand. »Ich leg mich gleich drinnen hin, ich glaub, ich kann schlafen.« »Um so besser. Aber ganz wie Sie wollen.« »Lieber sofort.« »Also gehen wir? Ich schau dann am Abend bei Ihnen rein.« »Ja«, sagte Ulrich. Und dann gingen sie in das Gebäude, in dem sich jenes Zimmer befand, jene Zelle, die Ulrich kannte. »Nichts geht wirklich zugrunde, Herr Doktor, oder?« »Nichts«, antwortete prompt der Arzt und legte seine Hand auf Ulrichs Schulter. »Natürlich nicht«, behauptete er, obgleich er schwerlich ahnen konnte, was Ulrich meinte, als er sagte und es nun wiederholte: »Nichts geht zugrunde.« Zielsicher schritt er durch den Gang. »Und keiner ist verloren, das auch?«

»Das auch, Herr Bürger, natürlich. Ich freue mich, daß Sie Humor mitgebracht haben. So, hier sind wir. Also bis heute abend. Die Schwester wird das Weitere machen.«
»Keiner ist verloren«, sagte Ulrich vor sich hin. Dann ging er hinein, und Dr. Lobb drehte den Schlüssel herum.

Mein Verhältnis zu Westfalen

Lieber Herr Herbermann!

In einer angesehenen westfälischen Tageszeitung las ich kürzlich: »Und gerade bei ihm (Paul Schallück) ist es sehr die Frage, ob es ihm genehm ist, als westfälischer Heimatdichter in Anspruch genommen zu werden.«

Niemals habe ich meine westfälische Heimat verleugnet, und ich sehe auch in Zukunft keinen Grund dafür. Im Gegenteil, ich bin froh, daß mein Verlag, S. Fischer in Frankfurt, auf der Rückseite meiner beiden dort erschienenen Romane Warendorf als meine Vaterstadt und Westfalen als meine Heimat angegeben hat. Dieser Vermerk geht in alle Welt hinaus, in der deutschen Ausgabe und in den Übersetzungen. Sodann habe ich mich am Ende des westfälischen Dichtertreffens in Marl vor der Presse und dem Fernsehen mit aller wünschenswerten Deutlichkeit zur Tagung selbst und zu meiner westfälischen Heimat bekannt. Es steht also außer Frage, ob es mir angenehm ist, als westfälischer Dichter angesprochen zu werden.

Anders verhält es sich mit dem westfälischen »Heimat«-Dichter. Hier geht es nicht um Gefühle, sondern um eine sachliche Definition. Mir definiert sich – außerhalb jeglicher Wertung – Heimatdichtung vornehmlich als Mundartdichtung. Hinzu zähle ich jene notwendigen

Werke, die sich speziell mit den Themen, mit der Geschichte, mit dem Brauchtum, mit der Landschaft des heimatlichen Bereiches befassen. Dieser Definition gemäß darf ich mich zweifellos nicht zu den Heimatdichtern rechnen, wenngleich die Modelle zu den meisten meiner Romanfiguren aus Westfalen stammen, wo ich sie in einem heimatlichen »Urerlebnis« gefunden habe. Einer meiner Kritiker vermerkte: »Aber Schallück ist auch Westfale. Man merkt es an der Liebe, mit der er das Idyll eines Stadtjubiläums zeichnet, an seinem Humor, so bitter er auch sein kann, und an seiner verborgenen Frömmigkeit. Plötzlich befinden wir uns für kurze Zeit in einer kleinen westfälischen Stadt.«

Abgesehen davon, daß ich es im allgemeinen für nicht zulässig erachte, einem Dichter vorzuwerfen, er nehme Themen und Stoffe seiner Werke aus diesem und nicht aus jenem gewünschten oder erhofften Bereich, liegt für meine Themen- und Stoffwahl eine besondere Motivierung vor, die, weil sie aus Biographischem wächst, mir schon gar nicht zum Vorwurf gemacht werden kann.

Ich bin in Warendorf geboren, aber meine Mutter stammt aus Sibirien. Beide Teile, beide, kann und will ich nicht verleugnen. Die mir aufgegebenen Problemkreise sind von daher schon weiträumiger und vielschichtiger, wobei Weiträumigkeit oder Vielschichtigkeit Konstatierungen, aber keine Wertzumessungen sind. Meine Muttersprache war von jeher das Hochdeutsche. Mit dreizehn Jahren verließ ich Warendorf, kehrte 1940 dorthin zurück, blieb bis zur Einberufung 1941, lebte nach Krieg und Gefangenschaft seit 1946 ebenfalls wieder in meiner Vaterstadt, studierte an der Universität Münster und zog nach Köln, um speziell die Theaterwissenschaft zu belegen. In Köln heiratete ich, fand eine Wohnung und eine kleine Existenzmöglichkeit und wurde aus kommunaler Hinsicht, aber keineswegs in der Folge eines Bekenntnisses meinerseits Kölner Bürger.

Ich bin also laut Herkunft und Bekenntnis westfälischer Schriftsteller. Da ich mich nicht zu den Heimatdichtern rechnen darf – die ja auch in Marl nicht anwesend waren –, kann ich nur wiederholen, daß sich der westfälische Dichter nicht schon dadurch legitimiert, daß er Westfale, sondern allein dadurch, daß er ein möglichst guter Dichter ist. Das zu sein, zu Ehren meiner Vaterstadt Warendorf, zu Ehren Westfalens, ist mein ständiges Bemühen. Es ist mir schmerzlich, daß meine Freunde und Bekannten in der Heimat auf Grund des genannten Aufsatzes in der Zeitung glauben müssen, ich wolle von Westfalen nichts wissen oder verachte es gar. Es wäre außerordentlich zu bedauern, wenn eine solche Stimmung entstehen und sich festigen sollte.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Paul Schallück



*Paul Schallück auf dem Schmallenberger Dichtertreffen
(3. von links)*

Ein neuer Chef. Alle Kraft voraus in starrem Braun

Der Fanfarenzug hatte den Einmarsch geschmettert. Der neue Chef und die Gäste hatten in den Sesseln Platz genommen. Donnerwetter, hörte ich hinter mir im Schülerorchester jemanden staunen. Auch ich mußte die Eleganz seiner Schritte, den blauen, ruhigen Blick, die hochgewachsene Sportgestalt und vor allem das ausgezeichnet Nordische im Gesichtsschnitt Direktor Sondermanns bewundern.

Fahnen von langweiligem Rot und starrendem Weiß, und Blumen, die nicht dufteten, und Kopf an Kopf die Jungen in ihrer Ängstlichkeit vor dem Neuen, in ihrer Hoffnung, daß er ein Kerl sei, und ihr herber Dunst: wolkige Vibration, die hundert Lichter ihrer Augen, die sich zur Feierlichkeit zwangen; ein neuer Chef, alle Kraft voraus in starrem Braun, er würde die Kommandobrücke betreten: und Schluß mit der Gemütlichkeit, ein neuer, eiserner Besen, positiv und lebensbejahend; Bild zuverlässiger Haltung: einsatzbereit, gewillt zu aktiver Auslese, voll von Vorschlägen zur Durchführung durchgreifender Reformen.

Und Vater erhob sich. Allen voran die Kollegen Kipp, Bettenbühl und Steltenkamp hatten ihn verurteilt, die Begrüßungsansprache zu halten, hinterlistig verurteilt. Er raffte, richtete sich auf, wurde größer und größer, als wolle es kein Ende nehmen mit dem Sich-Aufrichten. In der Aula schwebte eine Stille, die mich zittern machte und an Mutters Bitte: Sei vorsichtig, Leopold, denken ließ. Er trat an das Pult, und bevor er sprach, ruhte sein Blick auf den uniformierten Kollegen, ein wenig starr und eigensinnig, aufdringlich auch. Dann sagte er: Es ist meine willig übernommene Aufgabe, in dieser erheben-

den Stunde des Wechsels unseres letzten Direktors zu gedenken, ihm zu danken für alles, was er uns gewesen ist, ihm, der eines tragischen Mißgeschickes wegen wahrscheinlich nicht mehr unter uns weilt, zu danken für das Vorbild pädagogischer Weisheit, das er seinen Kollegen gab, für die beispielhafte, uns alle verpflichtende Treue, die er im Schüler und Kollegen, jenseits aller politischen Programme und Ideologien, dem Menschen, immer nur dem Menschen hielt, und ganz besonders für den bis zuletzt unbeirrten Mut, mit dem dieser wahrhaft deutsche Mann nach seiner Überzeugung gelebt und gehandelt hat und auch gestorben ist. Und – es ist ebenso meine willig übernommene Aufgabe, mit diesem schuldigen Dank an den alten, den neuen Direktor unserer Anstalt, Herrn Wolfgang Sondermann, im Namen meiner Kollegen und unserer Schüler zu begrüßen. Wir freuen uns, in dieser schweren Kriegszeit einen so jungen, tatkräftigen und mutigen Mann an der Spitze unserer Schule zu wissen. Herr Direktor Sondermann kommt nämlich, für seine soldatische Treue zum Führer und zum überwältigenden Gedankengut des Führers mehrfach ausgezeichnet, aus der Sonderheit der Schlachten zu uns, und sollte er unsere ein wenig ungelüftete Schule absonderlich finden, so wollen wir für seine Besonderheit als Frontkämpfer Verständnis aufzubringen uns mühen und uns sonderlich anstrengen, damit unsere Anstalt wider alle Unkenrufe der Unvernunft endlich auch ihre Sonderstellung einnimmt und eine Zuchtanstalt besonders qualifizierter, kampfmütiger Getreuer des Führers und seiner Ideen werde. Vergessen wir unsern alten Direktor nicht, begrüßen wir aber in diesem Sinne unsern neuen Führer Direktor Wolfgang Sondermann.

Schluß. Keine Anrede, keine Formalitäten, kein Heil. Ende der Festrede. Vater verneigte sich. Ich war bestürzt. Der Cellobogen zitterte in meiner Hand. Sei vorsichtig, Leopold, dachte ich, sei vorsichtig, zu spät, muß er denn

immer... vielleicht hat ihn der neue Chef nicht verstanden. Und dann setzte Klatschen und Lachen und Trampeln der Jungen ein und fegte meine Bedenken hinweg. Zuerst waren es meine Klassenkameraden, die in der hintersten Ecke der Aula Vaters Spitznamen klatschend skandierten: Bei-lei-be-nicht, Bei-lei-be-nicht: – ... – ...! Dann fiel der ganze Saal mit ein, die Lehrer ausgenommen...

Nachdem der Applaus für Beileibenicht abgeebbt war, bedankte sich der neue Direktor leutselig auf dem Pult für diese Feierlichkeit. Bei Vater bedankte er sich, daß er – eingedenk der schweren, jedoch ruhmreichen Zeit des uns aufgezwungenen Krieges, der nicht Worte, dafür aber Taten verlange – in so bemerkenswerter Kürze das Zusagende, das Notwendige, das es seit dem heroischen Erwachen des deutschen Volkes zu tun gelte, auch das Kernhafte, das der deutsche Mensch, wo immer er in der Geschichte, in welchem Lande auch gestanden habe, zu tun bestrebt gewesen sei – und da verhaspelte sich der Faden und wuchs in seinem Munde zu einem unentwirrbaren Knäuel zusammen. Er spuckte ihn aus:

Ich danke Ihnen. Und fuhr fort in seiner Dankesbetuerung, die zweite Stufe seiner Rede erklimmend: Er bedankte sich ganz besonders bei Vater für den gesunden und bodenständigen Humor, etwas durchaus Seltenes in dieser großen Zeit. Die Zeit brauchte ihren Ernst, ja, aber es gälte auch das Wort des Dichters: Wer kämpfen will, muß fröhlich sein.

In der vordersten Reihe saß Hildegard Sondermann und lächelte mir zu.

Und ihr Vater, der Neue, aufrecht und strahlenden Gesichts, setzte seine Rede fort:

Ich darf wiederholen, in leichter Abwandlung, was einer unserer großen, lebenden deutschen Philosophen bei ähnlichem Anlaß gesagt hat: Die Übernahme des Direktoriums einer Schule ist die Verpflichtung zur geistigen

Führung dieser Schule. Aber wir brauchen die Gefolgschaft nicht erst zu wecken. Die deutsche Schülerschaft ist auf dem Marsch. Und wen sie sucht, das sind jene Führer, durch die sie sich in ihrer eigenen Bestimmung zur begründeten, wissenden Wahrheit erheben und in die Klarheit des deutsch-wirkenden Wortes und Werkes stellen will. Dieser Wille ist ein wahrer Wille, sofern die deutsche Schülerschaft durch das neue Recht sich selbst unter das Gesetz ihres Wesens stellt und damit dieses Wesen allererst umgrenzt. Sich selbst das Gesetz geben, ist höchste Freiheit. Die erste Bindung des Schülers ist die in die Volksgemeinschaft. Diese Bindung wird fortan festgemacht und in das schülerische Dasein eingewurzelt durch den Erntehilfsdienst. Die zweite Bindung ist die an die Ehre und das Geschick der Nation inmitten der anderen Völker. Diese Bindung umgreift und durchdringt künftig das ganze schülerische Dasein als Luftschutzdienst. Die dritte Bindung der Schülerschaft ist die an den geistigen Auftrag des deutschen Volkes. Die drei Bindungen – durch das Volk an das Geschick des Staates im geistigen Auftrag – sind im deutschen Wesen gleich ursprünglich. Die drei von da entspringenden Dienste – Erntehilfsdienst, Luftschutzdienst und Wissensdienst – sind gleich notwendig und gleichen Ranges.

Nach dieser zitierenden Anstrengung geriet er ins Plaudern: eine halbe Stunde lang beschrieb der neue Chef die unvergleichlich fröhliche, historische und stolze Stimmung, die er miterleben durfte, als er inmitten unserer unbesiegbaren Wehrmacht in Polen und hinterher auch noch in Frankreich einmarschiert war. Eine halbe Stunde lang sprach er mit gedämpfter Ehrfurchtsstimme von dem größten, dem ewig unvergeßlichen Augenblick seines Lebens, da er vor seinem Führer habe stehen, ihm in die Augen habe sehen, ihm habe zuhören und schließlich die Hand habe drücken dürfen.

Und während er dieses historische Gemälde und besonders den überwältigenden, ja genial beherrschenden Blick des Mannes, der, von der Vorsehung gelenkt, unser Volk in die Zukunft führte, zu schildern sich mühte, saßen wir alle da, als stünde der Mann leibhaftig vor uns und blickte uns an, einen nach dem andern. Er war anwesend, beschworen für uns alle, gespenstisch war er da, eine Stimme in unseren Ohren, ein Gesicht hinter unsern Augen. Ich spürte es, ich wehrte mich dagegen, aber ich spürte, wie Direktor Sondermanns Schauer der Ehrerbietung, oder was es sein mochte, auch meinen Rücken hinunterperlten.

Am Schluß der fast dreistündigen Feier standen alle in Puppenstarre und mit erhobenen Armen da, während wir die Nationalhymne und die Bläser darauf den Appendix spielten. Nur einer erhob die Rechte nicht: Studienrat Dr. Reineke. Vater trug seit vielen Jahren ein ärztliches Attest bei sich in der Brieftasche. Darauf wurde ihm bescheinigt, daß er bei den bekannten Gelegenheiten den rechten und auch den linken Arm nicht erheben könne, nervlicher Störungen wegen, die es ansonsten barmherzig verschmähten, ihn heimzusuchen. Die ärztliche Urkunde hatte Vater vorsorglich schon durch den ersten Ortsgruppenleiter unseres Städtchens bestätigen lassen. Er versäumte es nicht, bei jedem neu installierten Vorsteher des Ortsgruppchens ordnungsgemäß um die Auffrischung der Bestätigung nachzukommen.

*Niederhagen – die Zeit war aufgerissen wie eine
Wand*

Windstille über den Bäumen der Promenade. Windstille über der Stadt. – Eigentlich sollte Siegfried – hatte Paul Sondermann gesagt – ich mußte aus dem Krieg zurückkommen – die Meldungen – seit Monaten hörte ich nun die Meldungen – und heute konnte ich sie nicht mehr überhören. Meldungen? Waren es Botschaften? Gestorbene Zeit in goldenem Sarg. Ich hatte die Uhr nicht aufziehen gewagt. Alles war gegenwärtig. Nichts war vergangen. Windstille über den Bäumen. Die Zeit war aufgerissen wie eine Wand. Nichts war zukünftig, alles gegenwärtig. Botschaften? Welch ein Unsinn. Von wem, für wen, wozu Botschaften? – Ich weiß es nicht, Hildegard. Ich muß mit dir sprechen. Laß dich finden.

Ich war am Ende der Promenade angelangt. Ich sprach mit Hildegard, ohne die Lippen zu bewegen, und spähte durch die aufgerissene Wand der Zeit. Und von weither schob sich etwas heran. Ein Schatten. Wurde groß und füllte die Wandlücke aus: Eine Meldung, eines jener Bilder, an denen ich heute nicht mehr vorbeisehen konnte.

Morgens, zu Beginn der ersten Stunde, stand Beileibnicht vor seiner Klasse. Er baute sich auf und hob, ohne zu lächeln, ohne zu grinsen, feierlich und im Zeitlupentempo den rechten Arm und die ausgestreckte Hand. Aber nur bis in Bauchhöhe. Dort erstarrte die saumselige Begrüßung, die ihm übrigens keinen Laut entlockte. Und wir taten es ihm gleich, seit Jahren darin geübt, von ihm niemals zu einer exakteren Ausführung des »Deutschen Grußes« ermahnt. Wir standen einen verlängerten Augenblick da, neben den Bänken, mit den ungenügend erhobenen Armen wie mit gesenkten Schwertern. Und

kosteten die Szene aus, jedesmal, obgleich sie sich Morgen für Morgen wiederholte, wenn Beileibenicht die erste Stunde hatte.

Nur Siegfried Sondermann streckte gleich am ersten Tage – und niemand von uns war auch nur auf den Gedanken gekommen, ihn aufzuklären über unser lästerliches Spiel; aber was hätten wir sagen können, da wir ja niemals darüber sprachen und für solche Belanglosigkeiten wahrscheinlich auch nicht den passenden Ausdruck gefunden hätten? – Siegfried streckte seinen Arm stracks zu der vorgeschriebenen Gebärdenhöhe aus, vorbildlich, in strammer Haltung. Wie er es seinem Braunhemd schuldig zu sein glaubte, das ihn an diesem ersten Tage schmückte, und den bunten Schnüren daran und darauf, die ihn als einen Voranschreitenden, als einen stimmkräftigen Befehler, der selbst bis zum letzten Buchstaben zu gehorchen gelernt hatte, in der nach seinem Führer benannten Jugend kennzeichneten. Zuerst beobachtete er mit Entsetzen unsere eigenwillige, für ihn sicherlich verschwörerische Zeremonie. Dann wurde er trotzig.

Während der Pause schlossen wir schon am Ausgang des Klassenzimmers um ihn stumm und drohend einen Kreis und drängten ihn darin die Treppe hinunter. Drängten ihn Schritt für Schritt auf den kleinen, von Unkraut überwucherten Platz neben der Turnhalle, wo alle unsere Streitigkeiten, handgreiflich oder nicht, ausgetragen wurden.

Nur Herbert Ladegast, unser Klassensprecher, sagte:

Wenn der Chef von dem deutschen Gruß erfährt, geht's dir an den Kragen. Und nach einer kleinen Pause: Wenn der Bannführer davon erfährt, hast du keine ruhige Minute mehr, verstanden! Nicht laut, eher geflüstert; aber bei Herberts kantigem Gesicht zum Fürchten eindringlich; und nicht ein Wort mehr während der ganzen Pause.

Wir lösten den Bannkreis erst, als die Schulglocke läutete, obgleich Siegfried anfangs mit Beschimpfungen und Anspringen auszubrechen versucht hatte. Nach einer Weile hatte er sich jedoch beruhigt, wenigstens nach außen hin. Setzte sich ins Unkraut, pfiß gegen die Knie, nestelte an den Schuhriemen, zog einen Grashalm durch die Zähne, während wir schweigend zu ihm hinablickten. Der Sohn des neuen Chefs hockte hinter den Gitterstäben unserer Beine. Das war ein Spaß!

Verdämmert, untergetaucht die Botschaft, die Meldung hinter dem unsichtbaren Horizont.

Ich verließ die Promenade und bog links ein, überquerte die eingleisige Bahnstrecke und konnte die Hauptstraße entlang bis ins Herz unseres Städtchens sehen, bis zu jener Wirtshausecke, an der auch ich einige Male gestanden, gelangert und alle Verbote mißachtend weiße Rauchfäden aus den Nüstern gestoßen hatte, wenn sich die Dämmerung durch die engen Straßen hauchte und ihre Schattenhand auf alle Geräusche legte, wenn die Häuser einzuschlafen begannen, ein Auge nach dem andern zudrückten, Fledermausstunde, und wenn nur noch durch die Blendläden hier und dort Radiolaute aus einer größeren Welt zu vernehmen waren, ausgegossen auch über die gottwohlgefällige Sauberkeit und über die gottesfürchtige Träumeri Niederhagens. Auch jetzt, am windstillen Tage, schien dieser Flecken zu träumen: den Traum jener Märchenzeit, da die Bürger noch demütig niederknieten und sich bekreuzigten, wenn der weißbehemdete Meßdiener das Sterbeglöckchen läutete und der Kaplan hinter ihm her die letzte Wegzehrung in erhobenen Händen mitten durch die schweigenden und trauernden Straßen trug.

Und mir war, als sei ich erst an diesem Morgen aufgewacht aus unserm gemeinsamen Traum. Als hätte auch ich, seit ich wieder daheim war, den Traum mitgeträumt und nicht gewußt, daß es ein Traum war, wie es die

meisten unter den Dächern nicht zu wissen schienen. Als sei ich, bis zur Ankunft des Briefes, selbst auch nur eine Figur im Traum der Vergangenheit eines scheinbar überdauernden Sonntags gewesen, mithandelnd wie alle, mitspielend in einem Spiel, eingeengt durch sehr alte Regeln. Und wie von einem Schatten wurde ich von dem Wunsch gestreift, nicht aufwachen zu müssen, obgleich ich längst aufgewacht war, Dietrichs Brief nicht erhalten zu haben. Aber er lag bereits auf meinem Schreibtisch, auf Vaters Schreibtisch vielmehr, wo Mutter die goldene Uhr gefunden hatte. Oder er lag jetzt in der Küche, und die beiden Frauen beugten sich über ihn, um ihn zum dritten, zum vierten oder fünften Male zu lesen, hoffend, ihn jetzt endlich verstehen zu können. Ich wünschte trotz der Gespenster, trotz Kipp und Bettenbühl, trotz Sondermann und Steltenkamp den Traum weiterzuträumen. Den Traum von der biederständigen Redlichkeit des Bürgers in Niederhagen den Traum von der Verkettung eines Gespenstes mit anderen Gespenstern, den Traum von der Ordnung im Schatten des Kirchturms.

Aber der Brief war gelandet, ich war erwacht. Freie Fahrt! Und ich konnte der Stadt, die mich geboren und erzogen hatte, bis ins Herz schauen, die große Schlagader hinunter, an der emsige Hausfrauen hinauf- und hinabperlten, ins Häusergewebe eindringen und wieder heraustropfen; in der Lastwagen ihre Waren ausspuckten und Autos dahintrieben. Und darüber hin jetzt ein Düsen-Fisch, ein Düsenhai, unhörbar, bis fast eine halbe Minute später sein donnernder Atem über dem scheinbar unversehrten Traum der tatsächlich unversehrten Hauptschlagader hinwegrollte.

Sie war unversehrt, wie Niederhagen unversehrt war, obgleich Beileibenicht prophezeit hatte:

Denn es wird die Zeit über dich kommen –, während der Deutschstunde verkündet, vorgebend außerdem, er müsse uns die Wortgewalt der deutschen Sprache spüren

lassen, auf feierlicher, monotoner Stimmhöhe und in die aufmerksame Offenheit seiner Schüler hinein. Verschlössen blieben lediglich Siegfried und zwei oder drei seiner Freunde, die er sich seiner unerhörten Sportleistungen wegen hatte gewinnen können. Vater prophezeite, indem er aus der Bibel zitierte:

Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängstigen, und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen, darum, daß du nicht erkannt hast die Zeit, darinnen du heimgesucht bist.

Und dann, während er zum Fenster hinaussah, fügte er auf gewöhnlicher Stimmhöhe hinzu:

Das wurde über Jerusalem gesagt. Lassen Sie sich die Zusammenhänge von Ihrem Religionslehrer erklären.

Und das nicht nur einmal. Mehrmals während der Deutschstunde. Und über dem unversehrten, rötlichen und nun schon fast hundertjährigen Gemäuer unserer Schule wand sich der Fahnen-Flapps, dickhäutiges Rot, in das ein kreisrunder Durchschlupf gesägt worden war, weiß, ausdruckslos, beispielhaft für den mageren Formensinn der Entdecker solcher Embleme. Und dieser Durchschlupf war dann noch vergittert worden mit einem gehakten Kreuz – denn die Fahne ist mehr als der Tod –, sie sind alle zu Kreuze gekrochen, sagte Vater einmal, als er mit Mutter und Tante Luise über seine Kollegen sprach und ich an der Tür horchte – hoch oben auf dem Schulgemäuer – denn es wird kommen die Zeit – umschattet von hochstämmigen Platanen.

Unversehrt, obgleich der Krieg darüber hingezogen war mit Höhengelärm unzähliger Bomberverbände bei Nacht, wenn der Sirenenpfeil oben auf dem Dach verstummt war. Und daran vorbeigezogen im Zurückfluten der Elendskolonnen. Und Stroh hat in den ausgeräumten Klassenräumen gelegen, und auf den schwarzen Wandta-

fein hatte gestaute Landserphantasie an allerlei Obszönitäten sich auszutoben versucht, an himmelweisenden Riesengliedern und schmucklosen Rhomben, während Sokrates in seiner Nische neben dem Treppenaufgang einen deutschen Stahlhelm zu tragen gezwungen war. Denn es wird die Zeit über dich kommen, weil du nicht erkannt hast.

Und durch die Klassenräume und über die Gänge hin fetzten rauhehlige Kommandorufe. Später wurden von Schwesternhänden Namen und dahinter die Arten der Verwundung für Führer, Volk und Vaterland auf die Tafeln gemalt, und in den Klassenräumen stöhnten die Zerfetzten – weil du nicht erkannt hast.

Und wieder ein wenig später stand auf den Tafeln in schmucklosen Buchstaben zu lesen: Danzig oder Allenstein, Posen, Breslau, Komotau oder Gleiwitz. Und in den Klassenräumen weinten die Entsetzten und Vertriebenen, Kinder, Frauen und alte Männer – denn es wird die Zeit über dich kommen.

Bis dann die Ruhelosen, die Gegenträumer und Zerstörer des Sonntagstraums verschwunden, bis die Tafeln abgewaschen waren, die Räume desinfiziert und renoviert und alles verflogen wie ein Gespensterspuk. Aber es war kein Spuk, es war kein Traum-Trug. Bis die schwarzen Tafeln mit steil geschriebenem »Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst« oder »Das fünfte Gebot Gottes lautet: Du sollst nicht töten«, oder mit mathematischen Aufgaben zurückgeholt werden konnten in ihre Bestimmung – daß du nicht erkannt hast die Zeit, darinnen du heimgesucht bist. Es war eine Prophezeiung.

Aber unversehrt, trotz Vaters Bibelzitat. Und ich schritt durch die Hauptstraße. Ich stieg die Stufen zum Schalterraum der Post hinauf, weil ich es nicht für ausgeschlossen hielt, Hildegard dort anzutreffen.

Deutschstunde

Beileibenicht begann, den Dichter Heinrich Heine, einen Verbotenen, zu behandeln.

Siegfried wollte schon aufbrausen, als nur der Name dieses »liberal-jüdischen Intellektuellen« mit artistischer Hervorhebung so ausgesprochen wurde, daß unentschieden blieb, ob sie Hochachtung oder zeitgemäße Mißbilligung ausdrücken sollte. Der Name eines »den Volksgeistströmungen und dem Heimatlich-Stammestümlichen entwurzelten, die volkshaft-arteigenen Kräfte der Landschaft besudelnden jüdischen Asphaltliteraten«. Aber Beileibenicht enttäuschte Siegfrieds heißhungrige Wachsamkeit. Nachdem der Name gebührend lange im Raum gestanden hatte, las er mit einstudierter Selbstverständlichkeit aus einer Literaturgeschichte vor:

»Der Anreger des Jungen Deutschlands, der gute Heinrich – Verzeihung – der Jude Heinrich Heine, hat durch seine das deutsche Volkslied plündernde Lyrik der Romantik das Grab bereitet. Sein Schlagwort hieß: Emanzipation, oder Rehabilitierung des Fleisches, weiterhin Emanzipation der Frau. Emanzipation des Menschen: Freiheit des Subjekts, Loslösung vom alten Glauben, politische und wirtschaftliche Freiheit und so weiter. Der frappierende Stil – bitte um Entschuldigung – der papierne Stil dieser vom jüdischen Feuilletonismus beherrschten Richtung hat keinerlei dauernde Kunstwerke hervorgebracht.«

Siegfried war mit dieser Wendung ins Zeitgerecht-Verfemende einverstanden. Jedenfalls kitzelte er emsig in seine Kladde, was da vorn Hetzerisches diktiert wurde. Dann schrieb Beileibenicht ein Gedicht an die Tafel, vorgehend, er müsse uns nun den papiernen Stil de-

monstrieren, das Gedicht *Nachtgedanken*, das mit dem Vers beginnt:

Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht.

In solch zweideutigen Spielen hatte uns Beileibenicht nach und nach bekannt gemacht mit allen vom Regime verfemten Dichtern deutscher und gelegentlich auch fremder Zunge. Er zitierte sie, er nannte ihre Werke, erzählte deren Inhalt, analysierte die Form und interpretierte ihre geistigen Wesenheiten, die ja genau das Gegenteil von dem ausdrückten, was die Propagandaposunen der gegenwärtigen Heilsbotschaft verkündeten. Er warf in seiner gerundeten Schrift Prosastellen und Gedichte an die Tafel und empfahl uns, die Zitate in unsern Heften aufzubewahren. Nachdem wir Bekanntschaft oder gar Freundschaft geschlossen hatten mit den Verfemten, fiel Beileibenicht über die so Vorgestellten her mit den vorgekauften Verdammungsphrasen. Dabei verließ er gewöhnlich das Pult und marschierte, die Sätze mit paradeähnlichen Stehschritten taktierend, vor der Klasse auf und ab. Er sprach aber, tönte die verurteilenden Dummheiten so arrogant, so pathetisch aufgeblasen, daß wir uns aufgefordert fühlten, Bleistift oder Federhalter abzulegen und seinem Parademarsch mit chorischen Kopfbewegungen zu folgen.

Anfangs schrieb auch Siegfried die Verse Heinrich Heines in sein Heft. Dann aber wurde er unruhig, blickte auf, überlegte, kaute am Zeigefinger, trommelte und sagte schließlich: Wozu sollen wir eigentlich diesen Dreck abschreiben?

Beileibenicht belehrte ihn geduldig, daß man sich nur vor dem zu bewahren vermöchte, was man kenne, und daß wir um so weniger diesen verderbenden, volksfremden Einflüssen erlügen, je besser wir die Machwerke im Kopfe hätten.

Er schmunzelte dabei, blinzelte unvorsichtig und kniff ein Auge zu. Und hinter mir begann jemand zu kichern, neben mir begann jemand zu feixen. Diese Vergnüglichkeit war gefährlich. Sie mußte Siegfried beleidigen. Ich sah, wie er den Kopf hin- und herdrehte und Erklärungen suchte.

Was soll das! schrie er. Es war der zeternde Befehlsschrei eines Mannschaftsführers, der sich von seinen Leuten nicht ernst genommen weiß. Idioten! Blödes Volk! Was wird hier eigentlich gespielt, Herr Studienrat? Sagen Sie mir sofort, warum Sie uns dies semitische Dreckzeug einpauken. Das müßte man mal...

Sondermann. Ich habe es Ihnen soeben auseinanderzulegen versucht. Sperren Sie gefälligst Ihre Ohren auf. Ich kann nicht jeden Satz wiederholen!

Werde darüber mal mit meinem Bannführer sprechen!

Bitte, laden Sie Ihren Führer zu uns ein, damit wir uns gemeinsam über diesen strittigen Punkt unterhalten.

Befehlen Sie mir, den Mist von der Tafel abzuschreiben? Befehlen →? Wenn Sie einfältig und unwissend bleiben wollen, Sondermann, bitte. Aber machen Sie mich nicht verantwortlich, sollten Sie eines Tages nach den zersetzenden Elementen in unserer Literatur gefragt werden und dann keine präzisen Antworten geben können. Sagen Sie dann nicht, unser Deutschlehrer hat uns nicht aufgeklärt.

Lächerlich! Ich weiß selbst, was schädlich ist. Vielleicht besser wie Sie.

Also, Sondermann, besser als – Komparativ. Woher besitzen Sie nur den Mut, sich in Ungezogenheiten hineinzu steigern, wenn Sie nicht einmal die Steigerungen beherrschen?

Sie machen doch nur in Gesinnung, Sie mit Ihrem geschwellenen Gerede.

Aufgebracht plötzlich, zornig schlug Beileibenicht mit der flachen Hand auf die Pultplatte.

Ich verbitte mir diesen lümmelhaften Ton, Sondermann! Lernen Sie das etwa in Ihren Führungskursen? Ich werde Sie ins Klassenbuch eintragen wegen frechen Benehmens. Er schnaufte, öffnete sein Fenster und blickte hinaus in das starke Grün der Platanenkronen. Er rieb sich die Stirn und wandte sich wieder der Klasse zu.

Wir fahren fort. Ich diktiere Ihnen jetzt ein anderes Gedicht. Er stand auf. Aber er ging nicht zur Tafel, wie er es bei den *Nachtgedanken* getan hatte, er zitierte vielmehr mit übertrieben feierlichem Ton:

Wir wissen, daß dein Werk gelingt,
Weil Gott dein Herz erhellt,
Aus diesem Sieg des Friedens dringt
Die Freiheit aller Welt.

Siegfrieds Gesicht verwandelte sich in eine reife Tomate, bis unters Haar rötete es sich. Gereckten Halses rief er über seine Vordermänner hinweg:

Blödsinn! Das ist ja ein noch viel größerer Quatsch! Typisch jüdisches Produkt. »Weil Gott dein Herz erhellt...!« Wenn Sie nicht aufhören, uns mit humanitären Gefühlsduseleien zu langweilen, werde ich die Gestapo... Bei dieser Abkürzung fuhr Beileibenicht zusammen. Er ließ Siegfried nicht austoben:

Schau an! Humanitäre Gefühlsduselei nennt der Herr diese Verse? Typisch jüdisches Produkt?

Unverschämtheit sowas, überhaupt das Wort Gott in den Mund zu nehmen! Jüdische Unverschämtheit!

Sehr interessant, Herr Sondermann, sehr lehrreich für uns alle und vermutlich für viele andere mehr. Wenn ich von dem Gebrauch machen wollte, was Sie soeben von sich gegeben haben, dann könnten Sie Ihre schöne Uniform ausziehen. Ist Ihnen denn wirklich nicht aufgegangen, daß ich das Gedicht Gerhard Schumanns, eines unserer begabtesten nationalsozialistischen Nachwuchsdichter, zitiert habe? Und daß ich es tat, um den fast

schon weltweiten Unterschied zu den Versen Heines zu beleuchten? Das Gedicht eines jungen Dichters, der mehr als wir alle hier bewiesen hat, daß er die Zeichen der großen, geschichtlichen Stunde begreift und sich um seinen Führer scharen muß, der gen Ostland reitet und mit Leib und Leben eine unübersteigbare Barriere gegen die herandrängenden Slawenhorden bildet.

Schon eine Weile rumorte Lachen in ferner Tiefe, nun spülte es hoch, bei dem Dichter, der sich um seinen Führer schart.

Ruhe! Ruhe! sagte Beileibenicht. Aber wir lachten weiter, bis er aufstand und uns einzuschüchtern begann und Ruhe! befahl.

Siegfried war bleich geworden. Sein Zorn zitterte, als er leicht stotternd sagte: Warum haben Sie uns das nicht schon vorher...

Würden Sie den Unterricht nicht dauernd stören, hätten Sie es früh genug erfahren. Jüdische Unverschämtheit nannten Sie die Verse, habe ich recht verstanden?

Rasend packte Siegfried seine Sachen zusammen und rannte zur Tür. Vor ihm aber war Herbert Ladegast dort, ein breitschultriger Wächter. Der Direktorensohn wollte sich an ihm vorbeidrücken, Herbert beiseite schieben. Aber er unterschätzte die Standfestigkeit unseres Klassenhäuptlings. Er kam an ihm nicht vorbei, und Herbert beobachtete fast teilnahmslos, wie der Wütende sich duckte, dann zu einem Sprung die Muskeln spannte, aber nicht springen konnte, weil er schon im Ansatz hinterrücks gefaßt wurde. Mehrere Hände packten hart zu, krallten sich in seine Hose, rissen ihn zurück. Die Hose rutschte, gab weißes Unterzeug frei, und Siegfrieds verzerrtes Gesicht schrie:

Loslassen! Feiglinge! Alle gegen einen! Peter, Alfons! Warum helft ihr nicht! Feiglinge! Loslassen!

Beileibenicht hatte der Bezwingung erst belustigt, dann aber besorgt zugesehen und sagte nun: Schluß da! Er lief

zur Tür, faßte Siegfried bei der Schulter, befreite ihn aus den Fängen, zog schamhaft an seiner Hose und sagte: Schämt ihr euch nicht? Alle gegen einen. Ich habe Sie für mutiger gehalten. Aber Sie, Sondermann, seien Sie doch vernünftig. Was hoffen Sie damit zu erreichen? Er führte den Gedemütigten sanft zu seinem Platz zurück. Das werden Sie mir büßen, brummte Siegfried. Und Beileibenicht sagte: Das alles könnte schlecht für Sie auslaufen, wenn ich darüber in der Lehrerkonferenz berichtete. Das werden Sie mir büßen, ihr alle! knurrte Siegfried. Und Beileibenicht versicherte ihm, daß er der Konferenz nicht berichten werde. Er versprach es allerdings nur unter der Bedingung: Daß Sie sich fortan gesitteter benehmen, wie alle anderen in der Klasse. Dann trat er vor uns hin und sagte: Finden Sie eigentlich, daß es leicht ist, sich in einer neuen Klasse, unter fremden Kameraden zurechtzufinden? Und wir alle, ausgenommen Siegfried und drei oder vier seiner Freunde, erwiderten unisono: Bei-lei-be-nicht! Beileibe nicht, wiederholte und bestätigte er. Ich bitte Sie also, in Zukunft auf diese Erkenntnis mehr Rücksicht zu nehmen. Helfen Sie sich gegenseitig. Ich dulde jedenfalls nicht, daß sich in meiner Klasse zwei Parteien bilden, und ich möchte eine Szene wie die vorhin nicht noch einmal erleben, verstanden? Bei-lei-be-nicht, versicherten wir, unisono und durchaus ernsthaft. Der Spitzname war in vielfachen Variationen zwischen Ernst und Ausgelassenheit verwendbar.

Warendorfer Pferde

Von Hunden und ihren Besitzern sagt man, daß ihre Gesichter einander gleichen, leben sie nur lange und einträchtig genug miteinander.

Warendorf ist die Stadt des Pferdes.

Warendorf liegt an der westfälisch-münsterländischen Ems, an einer Furt, ungefähr im Schnittpunkt des achten Längen- und des zweiundfünfzigsten Breitengrades. Handwarm haben nur wenige der acht- bis zehntausend Dortgeborenen sowie der fünf- bis siebentausend Vonnferngekommenen mit Pferden zu tun – in diesem schmucken Städtchen aus höchstens dreistöckigen Wohnhäusern, Gassen mit Katzenkopfsteinpflaster, krummen Straßen und viel zu schmalen Bürgersteigen. Alle Warendorfer indessen leben, atmen, essen, trinken, freuen und ärgern sich im Dunst- und Bewußtseinskreis von Pferden. Sie gehören ihnen nicht, aber sie gehören zur Stadt, zu Warendorf, weshalb dieser Furt-Flecken, der lieben Gottesmutter zwar geweiht, trotzdem die Stadt des Pferdes genannt zu werden verdient.

Aus all dem darf man jedoch nicht schließen, ausnahmslos alle Menschen dort, alle Greise und Pipimädchen, alle Onanierbuben und Scheu-ager, alle Ausgewachsenen eines kräftigen Manns- und eines ebenso ansehnlichen Weibsgeschlechtes hätten Pferdegesichter. Ich zum Beispiel lebe nicht mehr unterm Sternbild des Warendorfer Pferdes, bin aber ohne Zweifel unter demselben geboren, gleich neben der Ems und ihrem Mühlenkolk, und ich habe einen wichtigen Teil meines Lebens daselbst verbracht, bis zur Pubertät nämlich. Zuerst haben wir auf der Totenstraße gewohnt, über die ehemals – vielleicht, ich mißtraue Auslegungen, die sich so mühelos anbieten – Schwarzbedeckte von der Alten Kirche her ihren letz-

ten Gang getragen wurden, später an der Gartenstraße, wieder nahe dem Emsflüßchen, das direkt in die Nordsee mündet, worauf Warendorfer mit vollem Recht auch dann stolz wären, würde ihnen dieser antike Fakt im heimatkundlichen Unterricht nicht eingebläut. Wir haben zu Haus Kaninchen, Hühner, Tauben und Meerschweinchen besessen, Raupen, Eidechsen und Schlangen, womit ich zweimal im Jahr eine Tierschau arrangieren konnte, Erwachsene fünf, Kinder die Hälfte; aber wir haben uns nie mit Pferden oder Pferdeähnlichem beschäftigt.

Draußen am Sassenberger Tor hatten wir unsern Garten; der lag freilich so unmittelbar zum Gestüt, wie der Mensch nach evangelischer Theologen-Meinung zu Gott ist. Manchmal ließ ich die Pferdeharke zwischen den Pferdebohnen liegen, legte ein Ohr an die westfälische Heimaterde und hörte die männlichen Rösser auf der Pferdebahn des Gestüts traben und stampfen, ich weiß nicht in welcher Wut, oder im Stall. In mistarmen Tagen wurde ich zur Abenddämmerung ausgeschickt, setzte nach mehrfachem Versuch über den Lattenzaun und sammelte heimlich in eine Einkaufstasche Pferdeäpfel ein. Vater mistete sie unter die Erdbeeren. Ich habe mich oft gewundert, daß man den saftigen Früchten nicht ansah, auf welche Weise sie am Warendorfer Pferdeleben teilnahmen. Und als ich mit einem Fuß in der Pubertät stand, habe ich mich gefragt, ob es für Erdbeeren einen Unterschied macht, mit Äpfeln von Hengsten oder mit solchen von Stuten, Wallachen oder Fohlen gedüngt zu werden. Ich war davon überzeugt. Denn ich konnte, mich selbst und meine Schwester betrachtend, nicht einsehen, daß eine Ohnealles die gleiche Qualität zu produzieren imstande sein sollte wie ein Rutenbewehrter. Und die vom Gestüt hatten Kabänesse! Wir haben sie uns zu Vorbildern genommen, vergeblich. Schon bald mußte ich die Wahrheit der salomonischen Weisheit begreifen:

Vanitas vanitatum, et omnia vanitas. (Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist eitel.)

Ich war nicht der einzige Ein- oder Fremdgeborene, der Pferdeäpfel auflas. Auf dem Marktplatz, der kleinen Spatzenarena aus Rathaus, zwei Apotheken, Bürgerhäusern, Patriziergiebeln und dem Turm der nahen Laurentius-Kirche, habe ich den spinnigen Pillendreher und die asthmatisch dicke Pastorenhauhalterin, den glatzigen Stadtkämmerer und manch fromme Marienjungfrau bei der gleichen Arbeit gesehen. Wie stolz wäre ich gewesen, hätte man dann und wann wenigstens von Hinterlassenschaften eines Pegasus sprechen können. Aber mit dieser außenseiterischen Sorte des equus communis (des gemeinen Pferdes) hat man sich an der Ems nie sonderlich verstanden. Es soll ein oder zwei oder gar drei Musenküsse gegeben haben in fernen Tagen; aber zu einem fruchtbringenden Koitus ist es anscheinend doch nie gekommen, zumindest nicht in hochdeutscher Mundart; Petting also, sonst nichts. Hier ist man fürs Handfeste, für sichtbare und dampfende Rösser und ihre Produkte. Die besten Pferde im Warendorfer Stall sind immer und allemal Handwerker und Geschäfttreibende, nicht aber Poeten gewesen; neuerdings auch Pferdereiter mit olympischem Lametta.

Heute ist der Marktplatz an Wochentagen mit blecheren Pferdestärken vollgestopft. Da haben die hafersüchtigen Spatzen nichts mehr zu suchen. Einst aber war Warendorf die Lieblingsstadt der Sperlinge. Die Gasse, an der das Josephs-Hospital liegt, trägt sogar ihren Namen, sie heißt Lüningerstraße. Sonntags ist es so still auf dem Marktplatz, daß man wähnt, da sei soeben ein Pferd begraben worden.

Wie kamen die Pferdeäpfel auf den Markt- und Spatzenplatz, da doch das Gestüt eine gute achthundert Parcoursmeterstrecke entfernt liegt? Nun, Anfang März wurden die dicken Kaltblüter-Hengste des preußischen

Instituts durch die Straßen und also auch über den Markt hinaus aufs Land geführt, zu den Hengststationen, um ihnen Bauern- und Landstuten zuzuführen. Diesem mit gesammelter Kraft gestampften Traberzug aus der Emssiedlung hinaus und Ende Mai mit glücklichen Pferdegesichtern zurück in die heimischen Ställe verdanke ich meine frühe Aufklärung der Definitionen Decken, Bespringen, Beschälen. Noch heute nachempfinde ich, wenn ich mir die gewaltigen Burschen, die ab und zu einen der evangelischen Wärter an der Stallwand verkrüppelten oder gar zu Tode drückten, bei ihrer Minnearbeit vorstelle, mit dem Glück der rossigen Pferd mädchen zugleich die Nähe des Todes. Sie sind uns immerhin nahe, die Einhufer, gehören wie wir zur Gattung der Säuger, ob's nun Körhengste sind oder Jubelkühe, Rosinanten oder Gullivers Houynnhun.

Im Herbst, zur Hengstparade, war den kaltblütigen Bedeckern von ihrem Frühjahrglück nichts mehr anzumerken. Da dröhnte wieder der westfälische Heimatboden unter ihren tellergroßen Hufen, da zogen sie wieder im gesammelten Galopp oder in wütendem Trab Staubwolken hinter sich her, im Sechser- oder Zwölferzug und vor dem goldenen Triumphwagen. Und ich war überzeugt, Rom hätte nicht zu zittern brauchen vor Hannibals Elefanten, hätten die Lateiner sich nicht auf ihre Pomadehengste verlassen müssen, sondern ihr Pferdmaterial für die Vorwärtsverteidigung aus dem Warendorfer Landgestüt beziehen können. Es mochte morgens sein oder spät abends, keine zehn Pferde hätten mich vor dem Ende der Hengstparade vom Turnierplatz gebracht.

Nicht gar so ansehnlich waren auf dem oktobrigten Fettmarkt, der auf dem Wilhelmsplatz neben Schiffschaukel und Kettenkarussell abgehalten wurde, die Fuchse und Lepper, die Jucker und Klepper oder Mähren, Falben und Mustangs vom Bauernland, die den Pflug gezogen hatten durch westfälische Muttererde oder den Mistkar-

ren darüber, die Kutsche durch Sand- und Schlammwege oder den Schlitten über die Eisflächen der aus ihren Ufern getretenen Ems. Nackt wie die Sklaven und auch so begafft, wurden sie feilgeboten; sie mußten es sich schweigend gefallen lassen, zwischen den Hufen, im Maul, zwischen den Hinterbeinen befühlt, beklopft zu werden. Männer schlugen sich in die Hände, rasselten Zahlen herunter, tranken etliche Klaore, redeten Plattdeutsch, prahlten, machten schlecht, schlugen sich wieder auf die Schwielen und einigten sich schließlich, oder auch nicht. Ein beschämendes Schauspiel, wiedergespiegelt in den tränenden Augen der Gäule.

All diese aufklärerischen und traurigen Erlebnisse mit Warendorfer Pferden haben mir jedoch kein Pferdegesicht beigebracht. Mir nicht.

Leugnen kann ich indessen nicht, daß es etwelche gab und noch gibt, die sich angepaßt haben. Da war zum Beispiel unser Erdkundelehrer. Da er tot ist, will ich seinen Namen verschweigen. Er war das Modell zu Engelberts Vater in meinem Roman *Engelbert Reineke*; wie die Emssiedlung selbst ein Modell für die Topographie dieses Romans hergegeben hat. Lebte er noch, er würde sich lesend nicht wiedererkennen. Denn in Wirklichkeit war er ein unbekümmertes Kaltblut aus der oldenburgischen Zucht. Schnaubend und muffelnd stampfte er in die Klasse, sagte: Verhalten Sie sich noch einen Auchenblick ruhich, ging auf den Flur und frühstückte und wässerte das derbe Brot aus einer Flasche klaoren Kornes. Er war einfach und treu wie ein Pferd, treu sich selbst, seinen wenigen Freunden, seinen einmal gefaßten Überzeugungen, die keine braune Tunke vertrugen, und auch den Pinten, die er regelmäßig nach der Schule frequentierte. Ein prächtiger Brauner, schwer in Trab zu bringen, langsam denkend, immerhin denkend. In einer Großstadtsschule hätte man ihn vielleicht das Roß genannt oder den Gaul oder Buzephalos. In Warendorf fiel er nicht

auf. Da waren manche so. Wir nannten ihn Beileibenicht, weil er – zum Beispiel bei der Behandlung des Rheinlandes – sagen konnte: Da wurde Heinrich Heine geboren, ein Jude, ein Asphaltliterat, wie man heute sagt, können wir das von hier aus beurteilen? Und unisono antwortete die Klasse: Bei-leibe-nicht, und er wiederholte: Beileibenicht.

Auch Mädchen gibt's mit sanften Fohlengesichtern, von samtener Haut, mit roten Wangen und großen Pferdeaugen. Einige lernte ich kennen, als ich, nach der Gefangenschaft für einige Monate im heimatlichen Pferdemitieu, eine Diskussionsgruppe leitete. Diese Warendorfer Fohlen waren treu, arbeitsam, sie bewegten sich und ihre Gedanken mit bedächtiger Schnelle und herbem Charme, schwiegen viel, was sie redeten, war bündig, gingen in strammen Miedern, rochen nach Juchten, hatten große Füße und kräftige Waden, weiche Münder, wie nur Füllen sie haben, hatten haltbare Schenkel und waren nur zweimal im Jahre heiß, zum Feste Mariä Himmelfahrt, wenn sie nach dem Gang unter die gasbeleuchteten Bögen und durch die geschmückten Straßen in den Büschen verschwanden, und im Winter zu Karneval.

Mit ihnen konnte man Pferde stehlen. Und etwas Ähnliches haben wir auch getan. Irgendwer kam auf die Idee, die immer gleiche Pferdestall-Atmosphäre, so heimelig sie sein mochte, mußte durch geistige Ideen belebt werden. Also erfanden wir Anton Sebastian Nepomuk Papendiek, erfanden Geburtstag, -Jahr und -Haus am winzigen Heumarkt mit den schiefen Giebeln, erfanden eine ganze Biographie und Dokumente, die bezeugten, daß der Warendorfer Papendiek der Erfinder des Schulwanderns war, erfanden Eingaben an den regierenden Fürstbischof in Münster, die nachwiesen, daß Papendiek schon vor zweihundertfünfzig Jahren gegen die Prügelstrafe plädiert hatte, erfanden Briefe an seine jungfräuliche Schwester (»Ich muß wohl sagen, der Frühling

naht«), arrangierten in einem Tanzsaal einen Papendiek-Gedenk-Abend zu seinem zweihundertundfünfzigsten Todestag, fanden es schwierig, angesichts der pferdlichen Stadthonoratioren in der ersten Reihe ernst zu bleiben, regten selbigen Abend Stadtväter dazu an, im Parlament eine Papendiek-Straße vorzuschlagen und ließen wenige Tage später das Ganze platzen, so daß alle Pferde in Warendorfs Ställen wieherten, das war ein Getöse in der Landluft, und machten uns aus dem Stallgeruch, die Füllen an eine Universität, die Stuten in eine Ehe, die Falben in den Süden, die Schimmel in den Norden und die Zelter in den Westen.

Ich bin ihr außer auf Fotos nie begegnet, der Dichterin aus Ostpreußen – da sie tot ist, verschweige ich ihren Namen –, die ihren Führer angedichtet, sein »Werk« bedichtet, die Tage der Bomben und Trecks äußerlich heil überstanden, sich im Westen heimisch gemacht und sich in Warendorfs guter Stube hat feiern lassen als Balladeuse des Echten, Einfachen und Wahren, das angeblich nur noch auf dem Lande anzutreffen ist, in sogenannten ursprünglichen Bezügen. Ich kann also nicht sagen, ob sie nach ihrem Liebes-Kontakt mit dem sauberen Städtchen ein Gesicht bekommen hat wie Warendorfs Pferde. Die stehen meinem Herzen außerdem zu nahe, als daß ich es annehmen dürfte.

Sicher aber scheint zu sein, daß sich die Dickfelligkeit einiger Warendorfer ihr gegenüber pferdegleich ausnahm. Denn immerhin trachteten sie danach, mit dieser Frau das nicht eben lebensstrotzende Kulturleben zu beleben. Eine merkwürdige Vorstellung sowohl von Lebendigkeit als auch von Kultur. Mit einigen Zeilen und Geburtstagswünschen dieser Frau hängt doch wohl, wenn auch locker, für den Durchblickenden zusammen, daß es heute im Städtchen nur noch einen Juden gibt, der, wenn ich richtig unterrichtet wurde, Pferdehändler geworden ist, mit Recht. Auch in Warendorf stand bei

aller traditionellen Kaltblütigkeit eines Tages der Synagogenraum in Flammen, in der Freckenhorster Straße. »Die Ereignisse des unseligen 9. November«, kann man im Jubiläumsbuch zur Siebenhundertfünfzig-Jahr-Feier lesen, »führten schließlich zur völligen Liquidierung der Gemeinde. Viele Warendorfer Juden starben in den Konzentrationslagern Riga und Theresienstadt.« Das ist lange her. Pferde haben eine kurze Erinnerung, einige Warendorfer anscheinend auch.

Noch kurz vor ihrem Tode feierte man die Dame aus Ostpreußen in der Emsstadt wie ein Genie der Literatur, stiftete eine Plakette ihres Namens, die sich mit ihrem Namen in die Dichterkademie hatte aufnehmen lassen, nachdem Thomas und Heinrich Mann, Oskar Loerke, die Juden Franz Werfel, Alfred Döblin, Alfred Mombert, Jakob Wassermann und andere hinausgefeuert worden waren. Vielleicht ist die Kunde davon noch nicht bis an die Ems gedrungen. Auch die treuesten Pferde haben ihre Nucken.

Wichtiger als das preußische Landgestüt am Sassenberger Tor ist nach meinem Fortgang das Olympische Komitee für Reiterei geworden. Der große Hans Günter Winkler hat dort sein mondänes Menschen- und Pferde-Domizil, der große Amateur (wer hat ihm das bezahlt?), der Uwe Seeler der deutschen Reiterei. Halla, die Prachtige, die Goldige, die große Unvergeßliche, die Retterin der bundesdeutschen Ehre auf den Parours der abendländischen Welt, hat dort gestanden. Und als sie dort stand, muß in Warendorfer Nächten manch ein Ehrfurchtsschauer gehaucht worden sein. Ich habe jedenfalls etliche Ein- und Zugeborene Hallas Namen wie den ihres Gottes aussprechen hören. Heute ist Halla, wie ich höre, hinabgesunken in die Gemeinsphäre des Sexus, denn heutzutage darf die Deflorierte nur noch das Glück der Mutterschaften auskosten, nicht mehr das der Kränze, Pokale und Medaillen. Sic transit gloria mundi. Ich weiß nicht

genau, ob in Hallas Glanzzeiten sie selbst oder ihr Zureiter mit einem Sack Zucker zum Ehrenbürger von Warendorf ernannt wurde. Auf alle Fälle hat jemand einen Ehrenbürgerbrief bekommen. Ein Königreich für ein Pferd.

Das Olympische Komitee ist ein solches, wo – wie man im erwähnten Jubiläumssalmanach erfährt – »Reiter und Pferde zusammengezogen und ausgebildet werden, die berufen sind, die Qualität der Produkte der deutschen Pferdezucht und den anzustrebenden Hochstand der deutschen Reiterei auf allen Kampfstätten des Inlandes und des Auslandes, zuhöchst bei den Olympischen Spielen, zu vertreten... Das Deutsche Olympia-Komitee für Reiterei ist das Zentrum für alle reiterlichen Bestrebungen in Deutschland... Es hütet eine gewaltige Tradition... Sein Einfluß ist in allen Belangen der Pferdezucht und der Ausbildung von Reitern deshalb so weittragend...«

Denk ich so an Warendorf in der Nacht, dann bin ich um meinen Pferdeverstand gebracht; dann saddle ich um; dann setze ich einen Hafermotor gegen alle Pferdestärken; dann geh' ich ein Königreich stehlen für ein Pferd; dann schwinde ich mich auf die begrabene Mähre und mache die Klepper scheu direkt vor der Apotheke; dann zeige ich meinen Pferdefuß. Heilige Rosinante, heiliger Maestoso, heiliger Lippizaner, bittet für mich. Dem Denken geht der Beschäler durch in der Stadt ohne olympische Pegasusse, olympische Buzephalen, Houynnhun. In der Kaltblutstadt an der Furt, der Rappenstadt, der Fohlenstadt, der schmucken Hengst- und Wallachstadt auf dem achten Längengrad.

Dann män tau, her mit dem Kranz aus Cheochienen! Greift aus, ihr Stuten, setzt über vergangene Hürden. Wahrt die Belange, ihr Ein-und-Zu-und-Aus-und-Ab-und-Zu-Reiter. Zeigt die Qualität eurer Produkte, ihr menschenähnlichen Hallas, ihr pferdegleichen Olympioniken. Züchtet euch zuhöchst, vertretet eure Beine und

Hufe, zieht euch zusammen, nehmt euch zusammen, bitte ich euch, wenn's über die feindlichen Ochser geht. Bildet euch für die Olympischen Spiele, macht uns keine Schande, bitte ich euch. Legt Ehre für uns ein, bitte ich euch. Hilf uns siegen, heiliger Fury, wir reiten für Deutschland. Hilf uns, heilige Deflorata, wir reiten fürs halbe – o nein, gemäß unseres Alleinvertretungsanspruches fürs ganze, das ganze Deutschland muß es sein. Bitte ich euch, ihr Winkler-Schüler, ihr Halla-Töchter-Söhne, ihr Söhne der Pferdestadt Warendorf an der Ems. Ein Königreich für Warendorf. Warendorf für ein Pferd.

Erfolg! Erfolg!

»Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles!« läßt Goethe im *Faust* sagen. Wir haben es in der Schule gelesen, auf dem Theater gehört, wir haben es uns eingeprägt als bittere Klage über den Menschen. Und wir wissen, daß »Gold« ja nur ein Symbol ist für manches andere. Heute sprechen wir statt vom »Gold« ungeniert vom Geld, und die Klage: Zum Gelde drängt, am Gelde hängt doch alles, klingt unsern Ohren wie das Gejammer eines weltfremden Idealisten. Denn was schon hinter dem Goetheschen »Gold«, was erst recht hinter unserm »Geld« versteckt ist, der Erfolg, akzeptieren wir längst als etwas Richtiges und Gutes: Zum Erfolg drängt, am Erfolg hängt alles! Ja, das ist es, das akzeptiert unsere Gesellschaft.

Erfolg! Erfolg! Das ist die Parole, die Forschung und das Leitbild unserer Tage. Wer Erfolg hat – wo auch immer –, kommt zu Geld und Ansehen, kann sich ein angenehmes, freies Leben leisten und wird vielleicht sogar noch berühmt eines Tages. Wer keinen Erfolg hat

Im Geschäft, im Beruf, in der Freundschaft, in der Gesellschaft, in der Liebe, der hat günstigstenfalls Pech gehabt, jedenfalls zählt er nicht mit: Armes Schwein, kann sich begraben lassen. Und er selbst, der Erfolglose, hat ein schlechtes Gewissen, als habe er ein Verbrechen begangen. So will es unsere Gesellschaft.

Die Gesellschaft – im Westen so gut wie im Osten – hat die sichtbare Leistung, hat den Erfolg als alleinigen Gradmesser menschlicher Daseinsberechtigung etabliert. Wir können uns kaum noch vorstellen, daß es auch andere Möglichkeiten gibt, daß nicht Leistung, sondern etwa Menschlichkeit, nicht Erfolg, sondern etwa Hilfe, Mitleid, Güte Werte des Lebens sein können, dann und wann sogar gewesen sind, ganze Epochen hindurch.

Blind akzeptieren wir den Zug ins brutale Alles-oder-Nichts und wissen nicht, was das bedeutet, was die Folgen davon unweigerlich sein werden und müssen.

Das alles andere ausschließende Erfolgsstreben, das notwendig verbunden ist mit brutaler Rücksichtslosigkeit Mitmenschen gegenüber, gibt eine »ideale« Basis ab für die Entwicklung vieler Krankheiten. Oft steht am Ende eines »erfolgreichen« Lebens in der Zeitung im schwarzumrandeten Kasten: nach einem erfolgreichen Leben und kurzer Krankheit dem Herztod erlegen. Vom Herzinfarkt sind, wie die Statistik belegt, keineswegs nur die sogenannten führenden Kräfte bedroht. Erfolgsstreben gibt es auf allen Ebenen, in allen Büros und Fabrikhallen, in allen Berufen. Die Brutalität der Erfolgsgier greift irgendwann nach dem Herzen jedes Erfolgsstrebenden und drückt es rücksichtslos ab. Schluß!

Die Umwelt, in der das brutale Streben nach Erfolg zum einzigen Wert geworden ist, bildet auch einen wichtigen Faktor für die Entwicklung vieler seelischer Krankheiten, der Psychosen und Neurosen. In den Sprechzimmern der Psychiater, der Neurologen, der Psychoanalytiker erscheinen die »armen« Erfolgreichen aller Berufe und

Altersgruppen und müssen, will man an den Kern ihrer Krankheiten herankommen, zuerst einmal geheilt werden von ihrer Erfolgssucht.

Schließlich: der hinfällig gewordene Mensch, der Alternende, der Anfällige und Kranke – irgendwann sind wir es alle einmal – muß in dieser Gesellschaft immer weniger mit Teilnahme, Toleranz, Hilfe rechnen. Erfolg haben ist wichtiger, auch wenn es ein dummes Vorurteil ist. Die Gesellschaft hätschelt ihr Vorurteil mit aufwendiger Anbetung des Erfolges. Aber die lautstarke Verherrlichung soll lediglich die Betroffenheit der Gesellschaft übertönen.



Der Platz an dem ich schreibe...
Paul Schallück in seinem Arbeitszimmer

Verrückt?

Verrückt? Keine Bemerkung findet sich bei den Reportern, den Interviewern, dem Biographen, dem Fernseh-schreiber darüber, daß Anton Schmitz gut sieben Jahre lang, bis etwa drei Wochen vor Aschermittwoch, einer von denen war, die sich werktagsmorgens vom sanften Schnarren eines Weckers in den Alltag schubsen lassen, die zwei- bis dreimal Arme, Rumpf und Knie beugen zwischen Bett und Balkon, munter über die rauchver-schwärzten und die vergoldeten Beißer fahren, die sich rasurren mit dem Elektrischen, sich reinigen mittels Waschlappen doch ohne Bürste und stehend zwei Tassen Kaffee zu sich nehmen nebst Brötchen, darauf rot-gläserne Marmelade mit toten Kirschen oder Erdbeeren, und danach die erste Zigarette paffen – in dieser Rei-henfolge und zumeist ohne Erwiderung auf das all-morgendliche Schling-doch-nit-so der Mutter – und aus dem Haus gehen, um ihrem Beruf nachzugehen. Unter Beteiligung von Selbsttäuschung reden sich die meisten nur ein, sie hätten ihn gefunden. Er hatte seinen gefun-den. Daran vergeudete er gut sieben Jahre lang nicht einen Zweifel.

Sieben Jahre lang. Doch von niemandem erwähnt, der buchstabierend oder im Sucher suchend oder die Kamera schwenkend sein Erwerbsmütchen an ihm gekühlt hat.

Sieben Jahre lang war der Herr Schmitz Rundfunkredak-teur in der Hauptabteilung Kultur, Abteilung Kulturelles Wort, im Paternoster des Funkhauses hochgebaggert in den dritten Stock, auf bläulichem Weichtritt an geölten Wänden entlang und in seine Zelle, wo ehemals Doppel-bett und Nachtschränkchen mit Mitternachtswase ge-standen hatte, und Guten Morgen Frau Hemmersbach und an die Arbeit; oder im Schneckenlift hinauf über die

fromme Buchhandlung gegenüber dem Kloster an der Komödienstraße und Guten Morgen und Fenster auf und so weiter; oder auf läuferlosen Wendelstufen hinauf in seine Wabe über dem Supermarkt an der Weidengasse, wo vor kurzem noch die leicht spaltbaren Mädchen nächstens abgegrast hatten, und Guten Morgen Hemmersbach und die Fenster zu wegen des Autolärms und so weiter mal hier mal da in der Stadt und das sieben Jahre lang, bis er eines Morgens, etwa drei Wochen vor Aschermittwoch, aufstand, bevor ihn der Wecker gemahnt hatte, und noch vor dem Marmeladenbrötchen mit den Himbeerleichen die erste Zigarette qualmte, was er sieben Jahre lang nicht getan hatte und was seine Mutter in der Küche sofort erschnüffelte und ihm verbieten wollte, zwei Kerben zwischen den Augbrauen, was er sich jedoch nicht verbieten ließ.

Sieben Jahre lang auf dem Schienenkurs, dessen Weichen der Intendant mit dem einen Satz gestellt hatte, den er während der ersten Programmkonferenz, an der Anton Schmitz teilnehmen durfte, visionären Auges über die Untertanen hinwegblickend und nach einem Zug aus seiner spinnigen Zigarre gesagt hatte: Der Mensch muß in den Mittelpunkt gerückt werden, was Hauptabteilungsleiter Kultur bedächtig den Kopf nickend und Abteilungsleiter Kulturelles Wort, nachdem er das Bonbon in eine Zahnücke verdrängt, mit einfachem Bravo quittiert und als Auftrag an Schmitz weitergegeben hatten, so daß Antonius von einem humanitären Morgenrot träumte und hoffte auf eine Kettenreaktion durch die anderen Funkanstalten und durch das föderalistische Schrumpfland; er begann seinen Auftrag damit, daß er zwei Plakate drucken ließ, die er samt Heftzwecken in den Redaktionsstuben feilbot. Auf dem ersten stand: Was wirklich ist, das ist vernünftig, und was vernünftig ist, das ist wirklich, Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Auf dem andern stand: Zurückgewiesen haben wir, was das

Tier in uns gewollt, und wollen den Menschen überall dort wiederfinden, wo wir gefunden haben, was ihn zerschmetterte, André Malraux. Aber kaum einer hat Malraux oder Hegel aufgehängt. Ja nach zwei Wochen schon fragten einige, welche Plakate er meine, welche Sprüche, und wußten doch, daß Kollege Anton Schmitz schließlich der einzige war, der sie an seinen Wänden vor Augen hatte sieben Jahre lang, bis er, die unerlaubte Zigarette im Lippenwinkel, seiner Mutter das Frühstückstablett aus den Händen nahm und sie sanft durchs Zimmer drängte, wobei sie mehrmals fragte, ob er krank sei, und er ebensooft antwortete, er sei nicht krank, er wolle nur nicht gestört werden, und dann die unübersehbare Fülle der Mutter aus dem Türrahmen drückte und die Tür sofort zuschob, den Schlüssel herumdrehte und begann, in seinem Zimmer auf und ab zu gehen mit seinem ramponierten, verzweifelt ungleichmäßigen Schritt, weil sein linkes Fußgelenk versteift war in der Gefangenschaft, nachdem ein Franzose durch seinen Unterschenkel geschossen hatte.

Sieben Jahre lang ist Anton den Wegweisern nachgegangen, die in der Programmkonferenz aufgestellt worden waren: Hauptstraße Mensch und Menschlichkeit, über Trampelpfade auf der Suche nach einem zeitgemäßen Humanismus, kreuz und quer, um verbal alle Lebensbereiche zu durchforsten, auf Überlandstraßen tief in die Historie des Humanitären hinein, und hinter den Augen unablässig die Frage: Wer, wenn nicht wir, hier in dieser Anstalt des öffentlichen Rechts, die internationale Verständigung fördern, zum Frieden und zur sozialen Gerechtigkeit mahnen, demokratische Freiheiten verteidigen und nur der Wahrheit verpflichtet sein sollen, sieben Jahre lang, bis er den ganzen Tag die Tür verschlossen hielt und sie auch nicht öffnete, als auf der anderen Seite die Mutter zum Mittagessen bat, sondern weiter in seinem Zimmer ab und auf ging in seinem gestampften

Hinketakt, was seine Mutter hören, aber nicht sehen konnte, weil er den Schlüssel hatte stecken lassen und ihn auch dann nicht umdrehte, als gegen Abend Studentensohn Hännesje klopfte und sagte, er solle keinen Unsinn machen, solle endlich herauskommen oder wenigstens erklären, was los sei, schließlich müsse er verstehen, daß die Großmutter in Sorgen sei, woraufhin der Humpelmann erwiderte, ohne seine Wanderung zu unterbrechen, sie hätten keinen Grund zum Zittern, was der Mutter aber nicht half den Rest dieses Tages und die lange Nacht hindurch.

Sieben Jahre lang war Herr Schmitz Redakteur der Sendereihe Gedanken zur Zeit oder Zur Zeit Gedanken oder Zeit zu Gedanken, wer kennt sich da aus, sonntags nach dem Sportgaudi, vor dem Sinfoniekonzert und dem Nachgereichten der Fernsehkonkurrenz, so daß er selbst und ein wenig auch sein Intendant hofften, ein paar Millionen Unsichtbarer könnten Lust haben, sich ausgesprochene Gedanken über Illusion und Hoffnung anzuhören oder über den Pessimismus, einem Stadium der Reife, oder mitzudenken über *Die deutsche Tüchtigkeit* und über Arbeit und Freizeit, über Menschen und ihre Spiele, und auch das sieben Jahre lang, bis er am Abend jenes Tages, von dem Biograph und Wochenbeschauer nichts geahnt haben, die Tür einen Spaltbreit öffnete, um einen Apfel erbitten zu können, so weit immerhin, daß Sohn Hännesje, der mit Braut Bärbelchen sofort zur Schwelle war, die rötlichen Flaumstoppeln in seinem Gesicht sehen, aber doch nicht fix genug sein konnte, um einen Schuh in die Tür zu schieben, und weil der da drinnen sich nicht überrumpeln lassen wollte, riegelte er wieder zu und verzichtete auf den Apfel und torkelte wieder angeschlagenen Taktes durch sein Zimmer, gab spät erst Ruhe und legte sich hin, und niemand wußte, ob er sich ausgezogen hatte und schlafen würde in dieser Nacht.

Sieben Jahre lang hat der Schmitz sich von engagierten Dichtern, die aufs Predigen nicht verzichten können, Gedanken aufschreiben lassen über *Die deutsche Vergesslichkeit* und *Die falschen Avantgardisten*, von toleranten Predigern, die am Ruhm Gottes teilhaben wollten, Zeitgedanken über die Gesellschaft, in der wir leben und über Den Beifall von der falschen Seite; nachdenkende Politiker mit Stolz aufs Studium Generale sinnierten in seiner Sendereihe über *Die deutsche Resignation* und *Die Ehre des Zivilisten*; Richter mit eigenem Urteilsvermögen beurteilten *Den Schmerz und die Schönheit* und *Die Weisheit zum Tode*; weitblickende Gewerkschafter hatten Gedanken über den Pazifismus; innengeführte Offiziere dachten *Des Volkes Trauer* nach, bis auch am zweiten Morgen, drei Wochen vor Aschermittwoch, die Zigarette glühte, bevor er ins Pflaumenmusbrötchen gebissen hatte, und seine Mutter ihn schon nicht mehr zurechtzuweisen wagte, statt dessen stumm seine Hand faßte in der Tür, was ihn genierte, um seine Temperatur und am Puls die Schlagzahl auszumachen, und das gefärbte Haupt schüttelte und Junge Junge sagte, worauf er einigermaßen freundlich entgegnete, sie brauche sich nicht zu sorgen, er müsse etwas überdenken, Hännese möchte zum Funkhaus gehen oder die Sekretärin des Hauptabteilungsleiters Kultur oder die Sekretärin des Abteilungsleiters *Kulturelles Wort* oder gleich Frau Hemmersbach anrufen und ihn krank melden, obwohl er, für die Großmama, für Hännese und Braut Barbara gesagt, nicht eigentlich krank sei.

Sieben Jahre lang hat er selbst geschrieben und gesprochen vor Mikrofonen über *Die deutsche Gleichgültigkeit* und *Die verschämten Armen*, hat Vorurteile und Tabus untersucht, ist den Außenseitern nachgestiegen, hat gefragt, wie mächtig heute der Geist sei, und Antwort gegeben, weil die Millionen zerstreuter Zuhörer ihm nicht unmittelbar antworten konnten und zumeist auch

nur in einem Verhältnis von zwei zu hundert tatsächlich reagierten, und wenn er schon Tage vorher seinen Bauch unter die Tischplatte klemmte und fünfzehn Minuten lang aufs Band zu den unberechenbaren Zuhörern sprach, sie »Meine sehr verehrten Hörerinnen und Hörer« nannte, Arme und fleischige Hände und besonders die fuchsiges Augenbrauen suggestiv mitspielen ließ vor dem Gitterchen des Mikrofons und den Gleichgültigen im Regieraum hinter der Scheibe und dabei in Schweiß geriet, nach sieben Jahren noch immer fiebrig und hinterher, vielleicht nur seiner Leibesfülle wegen, erschöpft war wie ein gläubiger Kaplan, der sonntags von der Kanzel steigt, dann tat er das hinter einem Pseudonym. Wie sehr es mich juckt und so sehr ich es meiner Chronistenpflicht entsprechend auch sollte, ich darf, verehrte Leser, den Decknamen nicht lüften, aus Rücksicht. Er braucht jetzt Ruhe. Er war es jedenfalls, der die öffentlichen Diskussionen zum Themenzirkel Mensch-in-den-Mittelpunkt angeregt und einige von ihnen selbst geleitet hat. Und weil er eifrig war, wie man es von ihm erwartete, haben einige seiner Kollegen ihn zuerst hinter ihren Händen und dann ins Gesicht hinein den Menschen vom Dienst genannt, seiner rötlichen Haare wegen *Unsere humane Leuchte* und schließlich sogar *Den Kommissar der Humanität*. Geschämt hat sich für ihn sein Kinder-Schul-und-Lebensfreund, der Tontechniker Peter Scheel, der allerlei mithörte in Regiezimmern, auf den Korridoren, wie er mir gesagt hat, obwohl er zugeben mußte, daß die Kollegen ein kleines Recht hatten, sich über Herrn Schmitz lustig zu machen.

Laß doch den Onkel reden, Kind

Würdevoll, ein herrschaftlicher Gesundheitsfahrer, so saß Anton Schmitz auf seinem neuen Fahrrad. Der kürzere Peter lag krumm auf seiner alten Schaukel, der Sattel war zu niedrig eingestellt, seine Knie stießen an die Lenkstange, er mußte die Schenkel spreizen. Anton trat kräftig in die Pedale, Peter zockelte hinterher und japste, über die Neußer Straße, rechts am Bordstein entlang. Mit geforderten Handzeichen bog Anton auf den Ebertplatz ein, überquerte ihn langsam, immer brav anzeigend, in welchen Bögen er fahren wollte, und quer über die Straßenbahngelise steuernd, um darin nicht stecken zu bleiben, dann auf den Eigelstein zu. Das mittelalterliche Tor umfahrend, bog er in die Basarstraße hinein, und Freund Peter wackelte hinterdrein.

Auf dem Eigelstein wimmelte es von Frauen, Kindern und Männern mit Schaufensterblicken und Einkaufstaschen-Tüten-Beuteln zur Hand oder auf Rollwägelchen. Das spülte durch Türen und wieder heraus, querte den Fahrdamm krumm und gerade und fühlte sich König. Anton und Peter mußten ihr Tempo drosseln, anhalten, wieder anfahren und stoppen, mit einem Fuß Halt suchen, mit ihren Schuhspitzen im Abfall der Könige, anfahren und schließlich absitzen.

Moment mal, Anton, ich hab da eine grandiose Idee, sagte Peter. Wir könnten einen Kilometerzähler brauchen. – Was könnten wir brauchen? – Hier gibt's bestimmt einen, einen Kilometerzähler, dann wissen wir, was wir so zurücklegen.

Mitleidig und erzürnt sah Anton den Peter an und faßte sich beidhändig an den Kopf, während seine Knie das Rad hielten, und sagte: Die Idee eines Narren! Was meinst du, Pitter, warum wir aufgebrochen sind? Um

einen Kilometerzähler zu kaufen? Du schäler Jeck! Bleib hier stehen bei den Rädern. Ich gehe hinein.

Gehorsam blieb Peter Scheel bei den Fahrrädern stehen, während Anton hineinging, nachdem er mit dem Zeigefinger an den Knöpfen des Anoraks entlangefahren war, den Sitz der Krawatte mit spitzen Fingern geprüft und sich gestrafft hatte. Peter rauchte. Er hatte die Zigarette zur Hälfte geraucht, da hörte er Gemurmel in der Kaufhalle, dann lautes Gerede und dazwischen den Hallton des Megaphons, aber er verstand nicht, was Anton Schmitz den Leuten verkündete; Geschrei darüber und Weinen von Blagen darunter, Gezeter von Frauenspersonen, jetzt eine schmutzige Brandung aus allem, die gegen Schaufenster schlug und zurückflutete, wieder anschwell, und dann wurden die Flügeltüren aufgerissen, aufgehalten von einer jungen Frau und einem Mann, und Leute quollen heraus mit Gemurmel und irgendeiner Empörung, Geschimpf und Geschrei, mitten darin die Megaphonstimme des Anton Schmitz, aber nicht zu verstehen im Lautgequirle, und mit einer Woge, die wie geprobt ankam, wurde Anton herausgespült auf den Bürgersteig, gedrängt, geschoben, gestoßen auch von Frauen und Männern und Verkäuferinnen in glänzenden Schwarzkitteln und hinternach sogar von Kindern, die sich gegen die Vorarbeiter stemmten. Dauerlutscher im Mund, Eistürmchen in Händen; ein wüstes Gesummse; auf die Straße geschwemmt wurde der Schmitz, eine Puppe, die auf Wasser schwimmt, und dann abgelagert direkt neben den Fahrrädern und vor Peters Füßen.

Einen Handschuh hatte Anton verloren, das sah der Peter lächerlicherweise zuerst, die Krawatte war verrutscht, einen Knopf hatten sie ihm von der Jacke gerissen, unter seinem linken Auge war ein blauer Fleck, der schnell größer wurde, und auf seinem langen Rücken zog ein Eisklumpchen abwärts eine schlierige Schneckenlinie, unter dem gelben Seidenband her, an dem vor sei-

nem eingefallenen Bauch die umgebastelte Kindertröte baumelte, die war bis auf eine kleine Beule unversehrt. Selbstverständlich stiefelte sogleich ein Doppelpolizist zur Stelle. Und ein großer Mann im schwarzen Dienstanzug mit blau-weißem Kavaliertüchlein und schwarzen Lackschuhen, ein Herr offensichtlich, mit rotem Gesicht auf breiten Schultern und mehlgrauen Schläfen klärte die beiden Gestiefelten auf, draußen auf dem Bürgersteig, inmitten der Menge, die sich nur langsam verlief. So etwa gab er den Vorgang wieder, ich folge dabei einer Reportage, die tags darauf in der Kölnischen Stadtrundschau zu lesen war:

Wie's anfang, sagte der Mann, das weiß ich nicht, ich war in meinem Büro, wissen Sie. – Dumm dahergeredd hadd, sagte eine Frau. – Jedenfalls hörte ich, daß da was nicht stimmte, war ungewöhnlich unruhig in der Halle, das spürt unsereins ja sofort. – Ein Verrückter, meinchottnochmal, sagte ein älterer Mann, der schwer an seiner Tasche trug, da lohnt sich doch die chance Aufrechung nich. – Ich gehe also raus und sehe, daß sich da was zusammengeballt hat in der Süßigkeitenabteilung, und da sehe ich auch schon einen Kerl, eine Hand erhoben, in der anderen so eine Doppeltüte, aber die stammte nicht von uns, gestohlen hatte er also nicht, und da legt er wieder los. – Wat wollte der Mann, Mama? – Ich weiß et doch auch nit, Kind. – Der redete auf die Leute ein, durch das Rohr, hatte sich auf eine Kiste gestellt und posaunte durch die Halle. – Wat hat der Mann jesagt, Mama? – Laß doch den Onkel reden, Kind. – Sklaven, sagte der, hast du, und dann kam irgendeiner unserer Artikel, dann brauchst du, und dann wieder Sklaven, Sklaven, und immer dasselbe: hast du, dann brauchst du, und einer unserer Artikel, und Sklaven, ich bitte Sie, Wachtmeister, ich traute meinen Ohren nicht, wir sind hier ja schließlich nicht im alten Rom, nicht wahr. – Mama, wat is dat, Schlawen? – Dat

verstehst du noch nit, Kind. – Sklaven, rief der Kerl, ich bin gekommen, eure Ketten zu sprengen, ich will euch befreien. Ich ging also hin und wollte ihn ins Büro holen, aber der war von den Kunden eingekeilt. Beruhigen Sie sich, meine Herrschaften, sage ich zu den Leuten. – Is ja unerhört, Sklaven, mer lasse uns nit als Sklaven titulieren. – Der wollte uns doch partout beleidigen. – Wenn dat so ist, dann jehn wir eben in einen anderen Laden. – Jaja, Herrschaften, lassen Sie mich doch mit dem Wachtmeister sprechen. Sie sehen ja, die Leute fühlen sich beleidigt. Idiot, rief einer, Blödmann, Kappeskopp und so weiter, sollen wir hungern, der ist wohl von der Heilsarmee, so ähnlich. Sklaven, rief der Kerl immer wieder, hast du, dann brauchst du und so weiter, so ein Langer, so ein Dürrer, vielleicht ist der Ihnen schon mal begegnet, das macht der doch nicht zum ersten Mal, und war rot im Gesicht und dann packte einer zu. Da bin ich ans Telefon. – Hm, sagte einer der beiden Wachpolizisten, hm, vielleicht doch nur so ein harmloser Bursche, bißchen übergeschnappt vielleicht. Halten Sie ihn denn für gefährlich? – Nun hören Sie aber mal, Herr Wachtmeister. Harmlos? Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst! Der war alles andere als harmlos, hätte er was geklaut, bitte, kalkulieren wir ein, aber die Leute vom Kaufen abhalten, zehn Diebe sind mir lieber als einer von diesen. – Wo ist denn der Bursche geblieben? Warum hat ihn denn keiner festgehalten? fragte der Polizist.

Das war nicht möglich. Anton Schmitz war längst aufgestanden, Peter hatte ihn abgeklopft, mit einem Taschentuch gesäubert, zurechtgerückt. Dann hatten sich die beiden verdrückt auf ihren Fahrrädern, langsam, waren über den Eigelstein gefahren in Richtung Marzellenstraße, so unauffällig wie möglich, wie gewöhnliche Radfahrer mit einem guten Gewissen. Strampelten, blickten nicht links und nicht zur rechten Seite, wo die Ka-

schemmen geschlossen waren, durch die Unterführung, dann die Marzellenstraße hinunter bis zur Ampel. Da blickte Peter sich um. Niemand verfolgte sie. Bei Gelb über den Zebrastreifen, rechts eingebogen, zur Hauptpost, abgesattelt, zu Fuß über den Vorplatz, die Räder an der Hand, hinter dem Obststand hielten sie an.

Nun sag mal, Anton, was ist denn da eigentlich passiert? fragte Peter. – Passiert? sagte Herr Schmitz. Nun, ich habe den Leuten klar gemacht, daß sie sich zu Sklaven erniedrigen lassen. Hast du ein Fahrrad, dann brauchst du einen Kilometerzähler, hast du einen Kilometerzähler, mußt du die Kilometer zählen, zählst du die Kilometer, leistet dein Fahrrad zu wenige davon, leistet dein Fahrrad zu wenig, dann brauchst du ein Motorrad, hast du ein Motorrad, dann regnet es zu oft, regnet es oft, brauchst du ein Auto, hast du ein Auto, brauchst du ein Autoradio, hast du ein Autoradio, dann brauchst du einen größeren Resonanzkasten, hast du einen größeren Resonanzkasten, könntest du dir einen Wohnwagen leisten, hast du dir einen Wohnwagen geleistet, brauchst du ein Segelboot, hast du ein Segelboot, brauchst du einen Außenbordmotor, hast du einen Außenbordmotor, wäre eine Taucherausrüstung vonnöten, hast du eine Taucherausrüstung, brauchst du Glasvittrinen für deine Funde, hast du dir Glasvittrinen gekauft, wird deine Wohnung zu klein, hast du eine größere Wohnung, fehlt dir ein schöner Garten, hast du eine Wohnung mit Garten gefunden, vermißt du einen Swimmingpool, hast du ein Schwimmbecken, brauchst du eine Frau, die bei Mond darin treibt, treibt eine Frau darin, brauchst du eine Warmwasseranlage, soll das Wasser gut warm sein, brauchst du eine neue Heizanlage, hast du sie dir anlegen lassen, brauchst du eine neue Garage, hast du sie dir gebaut an Sommerabenden, hat darin ein zweiter Wagen Platz, hast du einen zweiten Wagen, fährt deine Frau damit, fährt deine Frau damit, fährt sie auch fremd, fährt

deine Frau fremd, gehst auch du aus Vergeltung, gehst auch du in die Fremde, stimmt deine Bilanz nicht mehr, zählst du in Nächten dein Guthaben, aber es ist ein Schlechthaben, du kannst die Raten nicht zahlen, bist pleite und dein Gehalt wird gepfändet, wird dein Gehalt gepfändet, entledigst du dich, stößt du ab, verkaufst du mit Verlust den zweiten Wagen, dann den Garten, dann die Glasvitrinen, dann deren Inhalt, dann die Taucherausrüstung, dann den Außenbordmotor, dann das Segelboot, dann den Wohnwagen, dann die Frau, ein bißchen bleibt übrig nach dem Verkauf des ersten Wagens, du kaufst dir ein Fahrrad, hast du ein Fahrrad, brauchst du einen Kilometerzähler, hast du einen Kilometerzähler, mußt du die Kilometer zählen und so fort bis an dein ausgedörrtes Ende, du Jeck. Siehst du, wohin dein Kilometerzähler dich führt, du schäler Scheel? Geraden Weges in die Sklaverei. Sklaven greifen nach dem, was sie nicht brauchen, was sie nur brauchen, weil ihnen eingesagt wurde, daß sie es brauchen. Die Leute haben mich verstanden. – Was gehen dich die Leute an, Anton Schmitz, es war doch nur so eine Idee von mir, das mit dem Kilometerzähler, deswegen heirate ich doch noch nicht gleich, mußt du denn, also bitte, diese zwei Urlaubswochen, Tünnes, dann, verlaß dich drauf, ich laß mich doch nicht von dir verrückt... –

Die Leute haben mich verstanden. – Entschuldige, Anton, aber da habe ich einen ganz anderen Eindruck. – Der Eindruck, Peter, der täuscht. – Sag mal, Antönchen, warst du es nicht, der mir da vor die Füße geworfen wurde wie ein nasser Sack? – Das ist unwichtig. Aber selbst daran kannst du ermessen, wie sehr sie begriffen haben. Sie waren betroffen, ins Schwarze habe ich getroffen, in ihre schwarzen Sklavenseelen. Ich habe sie angerührt, Pitter. Nichtberührte reagieren nicht, wie diese Leute reagiert haben. Ich verzeihe ihnen, was sie mir angetan haben, als ich ihre Ketten sprengte, ich danke ihnen da-

für. Wir dürfen zufrieden sein mit unserer ersten Ausfahrt, Pitter.

Anton lächelte wie einer, der stolz ist. Peter wischte sich die Augen und schnaufte und fragte sich, worauf er sich eingelassen hatte, und versprach sich noch einmal: diese zwei Urlaubswochen, aber dann, der Anton ist unberechenbar, der ist ja verrückt, du mußt ihm sagen, daß er Gefahr läuft, daß er nicht mehr weit davon entfernt ist, aber der macht sich nichts draus, wenn ihn einer für verrückt hält oder so, wie wirst du mit ihm fertig werden? Peter war nicht glücklich.

Aber Anton wollte sofort weiterfahren in seinem Glück nach der gelungenen Sklavenbefreiung, einem neuen Abenteuer entgegen, wo immer es sich bieten würde in den Straßen dieser Stadt. Peter bat, erst einmal verschnaufen und nachdenken zu dürfen. Anton gewährte es. Also schoben die beiden ihre Fahrräder hintereinander her über die Straße, über die Verkehrsinsel und dann an den Bürgersteigrand, in die Gasse hinein und zur Rückseite von Sankt Andreas.

Die Hand

Kurz vor Mittag schob sie die schwere Tür des Altersheims schräg gegenüber der Haltestelle auf, trat heraus und ließ sie ins Schloß zurückfallen, ohne sich dabei umzudrehen. Und schon hatte sie im Blick den Bürgersteig und als Ziel ihren Platz. Einen Augenblick verharrte sie, um tief zu atmen. Dann machte sie ein paar Schritte bis zum Bordstein, dann blickte sie links, blickte sie rechts und überquerte unbekümmert um den Verkehr den Fahrdamm. Jeden Tag kurz vor Mittag und dann wieder spätnachmittags. Sah die Pfirsiche nicht in den

Kästen neben dem Altersheim, gönnte den Äpfeln und Aprikosen, den Radieschen, den Paprikaschoten, dem Spargel, den Erdbeeren nicht einen Bruchteil ihrer Aufmerksamkeit. Es kümmerte sie nicht im geringsten: das bleiche Haubengesicht hinter der Bürogardine ihrer Heimstatt; die Fenster mit den vielfältigen Mondgesichtern ihrer Leidensgenossen; das Kopfschütteln und Stirnrunzeln einiger Passanten; das Kopfschütteln und Vogelzeigen hinter Windschutzscheiben; der dicke Lebensmittelfritze mit der schmutzigen Schürze, der zwischen polnischen Gänsen und chinesischem Reis, kambodschanischem Bambus und eingedosten Lobstern aus Miami und den Pilsener Bierflaschen stand und ein Loch in den Atemtau auf der Scheibe wischte, um ihr nachschauen zu können. Das alles bemerkte sie nicht. Unaufhaltsam spazierte sie mit kleinen Schritten über die Straße, nahm die Blumen nicht wahr im Laden neben der Haltestation und auch auf der anderen Seite den Schaufenstersaal nicht, der zu groß war für den weißen Kindersarg. Sie schritt zu ihrem Platz auf dem Bürgersteig an der Haltestelle des Linienomnibusses.

Dort drehte sie sich zur Straße und stand und blieb stehen, hoch gereckt, nicht verkrampft, in einer müden Dehnung! Stand nicht unmittelbar neben dem Halteschild und dem Fahrplankasten, sondern ein paar Schritte zurück auf dem Bürgersteig, um niemanden beim Aus- oder Einsteigen zu behindern, und blickte aus verschatteten Augen unentwegt an einer Waagerechten entlang in irgendein Unendliches und hob viele Male am Tage die Hand, mehrmals zur Mittagszeit und dann wieder spät nachmittags, wenn die Omnibusse in dichter Folge die Haltestelle anfahren. Bei Regen hielt sie in der linken Hand einen bunten Schirm aufgespannt, während die rechte sich aufrichtete und senkte. Brannte die Sonne, dann waren die Augen hinter einer dunklen Brille ohne Rand versteckt. Wind löste Haare

aus ihrem Knoten. Stand da, knickte im braunen Wollärmel den Ellbogen des rechten Arms und ließ die Hand mit den leicht nach vorn gekrümmten Fingern einen Halbkreis beschreiben, bedächtig, doch ohne Zaudern, bis sie in Höhe der Schulter zur Ruhe kam und dort drei Sekunden aushielt. Nach drei Sekunden fiel die Hand den Halbkreis wieder zurück und hing an der Seite des wollenen Kleides herab. Sechs oder sieben Sekunden wartete die Frau wie atemlos und blickte unaufhörlich an der Waagerechten entlang in irgendein Verlorenes, dann knickte sie wieder den Ellbogen, richtete die Hand wieder auf, ließ sie drei Sekunden stehen, senkte sie, hob sie wieder an, ließ sie wieder fallen und so weiter ununterbrochen, solange sie dort stand zur Mittagszeit und dann wieder am späten Nachmittag, wenn die Linienomnibusse die Haltestation in dichter Folge anfuhr. Auch wenn der Omnibus noch nicht in Sicht war, hob und senkte sie die Hand, auch wenn er längst die Kurve genommen hatte, hob und senkte sich die Hand.

Die alte Frau konnte nicht unbemerkt bleiben. Man sah sie stehen und die Hand heben und senken und war erstaunt und dann neugierig und dann vielleicht wißbegierig, aber ohne Erfolg, und bei längerem Hinschauen vermutlich angerührt oder gar peinlich berührt, oder schon nervös und verschämt möglicherweise, wahrscheinlich auch geniert, noch länger die Frau zu begaffen, als wäre sie ein Ärgernis allein schon dadurch, daß sie an dieser Haltestelle stand, in keinen der Busse stieg, aber die Hand bis zur Schulterhöhe hob und nach drei Sekunden wieder senkte, konnte aber das Hinblicken nicht lassen, aus den Augenwinkeln wenigstens, wenn es auch nicht behaglich war und das Gerede zum Flüstern herabdämmte, zu mitleidigem Gewisper wie: Armes Hascherl, muß die denn, schrecklich so was, und das in unserer Zeit, arme Seele, sollte man sie nicht lieber. Beklommenheit oder Mißbehagen, der Ekel, das

beruhigte sich auch dann nicht, wenn der Omnibus abgefahren war. Denn jetzt mußten sie im Inneren des Busses die Hälse recken, sahen die Frau kleiner werden, zum Kind, zum Zwerg, zur Puppe, zum Strich, und dabei noch immer die Hand heben und senken, bis sie dann endlich hinter der Kurve verschwand, bis man langsam beginnen konnte, die Frau und die Hand zu vergessen, die Furcht bei den schnell wieder verjagten Gedanken an etwas Unbestimmtes, an Altwerden, Alleinsein.

Die Schwestern im Altersheim, die Nachbarn, die Anwohner, die Wartenden, die Vorübergehenden, die Hineinsteigenden, die Aussteigenden, die hatten Meinungen. Sie meinten: Die wartet auf ihren Mann – gefallen vor Verdun, nein in Stalingrad, gestorben in einem Zelt bei Attichy, nein in einem Erdloch bei Workuta; die wartet auf ihren Sohn – Stalingrad, El Alamein, Attichy, Workuta, ausgewandert nach Australien, nach Kanada, Fifth Avenue; sie wartet auf ihre Tochter – unter Bomben in Dresden, verhungert in Komotau, Autounfall an der Ausfahrt, ausgewandert nach Australien, Kanada; wartet auf ihren Vater – Sedan, Titanic, dunkle Geschichte mit Pistole, nein mit Strick, Gift; wartet auf ihre Mutter – Kindbett, Dresden, Komotau, geschieden, verstoßen; wartet auf den Führer – Unter den Linden, Wenzelsplatz, nein Jungfernstieg, Stachus, nein Stephansplatz, Deutscher Ring.

Die Leute meinten: fünfundsiebzig, achtzig, siebenundsechzig, sechundachtzig; aus Gleiwitz, geboren in Danzig, nein, geboren in Köln, aus Hermannstadt, aus Eydkuhnen; hat gelebt in Berlin, nein in Breslau, hat gelebt in Budapest, nein in Bottrop, in Marienbad, in Preußisch-Stargard; in einer Villa, in einer Kate, in einem Mietshaus, auf einem Gut, in einer Dienstwohnung; Offizierswitwe, meinten die Leute, Volksschullehrerin, Bergarbeitersfrau, nein, große Dame, Straßenmädchen,

nein Empfangschefin, SS-Schickse, meinten sie auch; meinten: unverheiratet, geschieden, verwitwet, nur verlobt, Jungfrau, elf Kinder, nein drei.

Die Leute meinten: läßt den Bus abfahren, winkt Willkommen, nein, winkt Auf Wiedersehen, sie gebietet Halt, sie grüßt ja nur; lebt sehr bescheiden die Frau, meinten die Leute, nein, drei Renten, nein, gar keine, hat Geld im Strumpf, besitzt eine Menge Aktien, bekommt dicke Zuwendungen; keine Angehörigen, meinten die Leute, verstoßen, nein, hat sich zurückgezogen, sie ist halt allein geblieben, nein, bekommt täglich Besuch, jeden Nachmittag, spät abends, fast jede Nacht, einmal im Jahr, nein, überhaupt nie bekommt sie Besuch; Müller heißt die Alte, sagten die Leute, von Reizenstein, nein Tschimanowski, Bär, Boczolich, nein Schmidt; spricht deutsch, nur ukrainisch, meinten sie, spricht sogar finnisch, nur ungarisch, nein, polnisch klingt das, o nein, tschechisch spricht sie, spricht bulgarisch...

Das meinten die Leute, die sie kannten und sahen, wie sie viele Male am Tag gegen Mittag die Hand hob und senkte, bis aus dem Altersheim eine Ordensschwester kam, sie behutsam an der Hand nahm und zurückführte über den Fahrdamm und ins Haus. Aber am späten Nachmittag stand die Frau wieder an ihrem Platz und hob die Hand und ließ sie fallen, bis die Schwester erneut erschien und sie ohne ein Wort zurückbrachte, vermutlich zum Abendbrot. Mittags, nachmittags, Tag für Tag, von Woche zu Woche, ich weiß nicht wie lange.

Diese Hand also, nicht viel mehr, wie man gesehen hat, mit leicht nach vorn gebogenen Fingern und erhoben bis in Schulterhöhe.

Olympische Disziplin

Völlig entkräftet, abgemagert zur Yogafigur und im Zustand tiefer Bewußtlosigkeit wurde er ins Krankenhaus gebracht. Die Diagnose des Hausarztes, die man ihm zwischen die Oberschenkel geklemmt hatte, bestand aus einem großen Fragezeichen.

Die Ärzte untersuchten ihn: Kein Autounfall, kein gebrochenes Glied, Schädel ohne Befund, nichts verstaucht, verrenkt, ausgekugelt. Allerdings wies die Außenansicht eine Abnormität auf: unzählbare, blaue Flecken an allen Stellen des Körpers. Kopfschüttelnd betrachteten, befühlten sie, vom Chefarzt bis zum Praktikanten, die blutunterlaufenen Partien. Wie waren sie entstanden? Was hatten sie ausgelöst? Konnten sie Ursache so tiefen Schlafes sein?

Alle Künste der Diagnostik, mit denen man einem Ohnmächtigen beikommen kann, wandten sie an. Aber auch die Internisten fanden kein einziges Krankheitssymptom. Alle waren ratlos. Er blieb ein Rätsel, das man nur künstlich ernähren und beobachten konnte in der Hoffnung, es würde schließlich aufwachen und sich selber lösen.

Seine Frau, vom Chefarzt telefonisch verständigt, weigerte sich, ihn zu besuchen. Sie versicherte, er sei nicht rauschgiftsüchtig, kein Trinker, kein wilder Sportler, bis zur plötzlichen Ohnmacht gesund gewesen; weitere Auskünfte könne sie nicht geben.

Drei Schwestern berichteten übereinstimmend, der Kranke habe offenbar im Traum ein Wort wiederholt: »Olympiade.«

Nach dreiundachtzig Stunden und zehn Minuten anhaltender Ohnmacht wachte er mit einem Seufzer auf, legte die Hände hinter den Kopf, schaute sich um und sagte: »Krankenhaus? Ich hab's gehnt.«

Der Chefarzt wurde gerufen. Kurzatmig stand er, umgeben von neun Weißgekleideten beiderlei Geschlechts, neben dem Bett und bat den Patienten, rasch, mit wenigen Worten zu erklären, wie er bewußtlos geworden sei. Der lächelte, sagte aber sogleich, es sei gar nicht zum Lachen, schloß die Augen und berichtete aufreizend gemächlich: Drei Jahre lang nach Erscheinen der Antibabypille hatte er seine Frau im Glauben von der Schädlichkeit des Mittels gehalten, obwohl sie immer öfter davon sprach und sich informierte. Als sie eines Nachts den eingewöhnten, zweiwöchigen Turnus durchbrach, zudem mitten in der Woche nach ihm verlangte, wurde er stutzig. Beim zweiten Male war er davon überzeugt, daß sie heimlich die Pille nahm.

Raffiniert erfind sie immer öfter Gelegenheiten und ging sogar dazu über, ihn zu verführen, statt sich wie bisher geduldig verführen zu lassen. Zuerst hatte es ihm Spaß gemacht und ihn mit Stolz erfüllt, wozu er mit seinen Fünfunddreißig noch fähig war. »Aber dann hat sie's übertrieben.« Vier-, fünf-, am Ende gar sechs- oder siebenmal, vorm Frühstück, in der Mittagspause, bei Feierabend und nachts noch etliche Male – »Wer hält denn das aus?!« Und sie trieb ihn zu immer gewagteren Verrenkungen und ließ ihn nie aus der Hand, bevor nicht beide »soweit« waren. Als ihnen schließlich der oft geprobte Gordische Knoten gelang, fiel er in Ohnmacht.

Er sei kein Artist, kein Profi, sondern ein Amateur, dem Leistungssex, sicherlich bald olympische Disziplin, nicht gefalle. Er verteidigte den Heiligen Vater und sein Pillenverbot als eine weise, vorausschauende und einfühlsame Maßnahme.

Die Weißgekleideten verließen das Krankenzimmer mit unterschiedlicher Gesichtsfärbung. »Was ist der Gordische Knoten?« fragte der Chefarzt den Praktikanten. Der wußte es auch nicht.

Wir Zauberlehrlinge

»...und mit Geistesstärke / Thu ich Wunder auch«, sagt der Zauberlehrling in Goethes Ballade, nachdem sich der Hexenmeister entfernt hat. Er ruft die Geister, damit sie ihm dienen, ihm die Arbeit abnehmen und sein Leben angenehm machen. Die Geister gehorchen ihm, flitzen geschäftig mit Wassereimern. Dem Lehrling geht's gut, er braucht nur zuzuschauen. Dann ist die Wanne voll. Er befiehlt den dienstbaren Geistern, nun aufzuhören. Doch sie schleppen weiter Wasser herbei, bis Haus und Lehrling zu ertrinken drohen. Da sitzt er in der Patsche. Wir alle, die Menschen des wissenschaftlich-technischen Zeitalters, sind Zauberlehrlinge. Wir haben die Geister gerufen und eine ungeheuer komplizierte Welt aufgebaut. Wir haben auf Wachstum, Wissenschaft und Technik gesetzt wie der Zauberlehrling auf Geister, haben ein angenehmes Leben geführt und sitzen nun wie er in der Patsche.

Wir wissen nicht erst seit der sogenannten Ölkrise, daß unaufhörlich wachsende Wirtschaft zur weltweiten Katastrophe führt, daß Technik, die uns dienen sollte, uns in Dienst genommen hat, die Natur und am Ende den Menschen vernichten kann, daß Wissenschaft nicht allmächtig ist. Wir haben den Glauben an Wachstum, Wissenschaft und Technik verloren und rufen nun wie der Zauberlehrling: »...die ich rief, die Geister, / Werd' ich nun nicht los!«

Und erkennen, daß wir im Glauben an die Geister des wirtschaftlichen Wachstums, des technischen Fortschritts und der allmächtigen Wissenschaft eine Reihe von Problemen nicht gesehen, nicht erledigt haben. Der Mensch hat sich aus den Augen verloren, er ist sich selbst zum Problem geworden, er hat seelisch und moralisch

nicht Schritt gehalten mit dem Fortschritt. Im Wachstum wuchsen die geistigen Beschädigungen und die seelischen, von der Neurose bis zu mörderischer Brutalität. Die Koordination empfindlichster Apparate ist gelungen, aber das gesellschaftliche Zusammenleben, auch das unter Völkern, hat kaum einen Fortschritt aufzuweisen. Es ist nicht geglückt, den selbstzerstörerischen Mechanismus einer Welt zu stoppen, die auf Rivalität gründet, auf Konkurrenz, auf die Macht des Stärkeren: Weil du Kind bist, weil du arm bist, weil du eine andere Hautfarbe hast, weil du krank bist, weil du alt bist... Noch immer ist der Mensch dem Menschen ein Wolf. Die Begriffe »demokratische Kommunikation« zwischen Menschen und Völkern, »Solidarität« in und zwischen Menschengruppen sind bisher weithin Fremdwörter geblieben. Ohnmachtsgefühle des Menschen, der sich im Netz der Gesellschaft aussichtslos verstrickt hat. Entsetzen über den dumpfen Druck. Voller Angst jammern wir wie der Zauberlehrling:

Hab' ich doch das Wort vergessen!
Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Wärest du doch der alte Besen!

Aber er wird nie wieder der alte Besen sein. Und in einer Welt, die auf geheimnisvolle Weise unabhängig von unserer bewußten Kontrolle funktioniert, kann es das erlösende Wort nicht geben. Das steigert die Angst. In wachsender Angst rufen immer mehr Menschen: »Herr und Meister!« Da kein Hexenmeister antwortet, da kein Erlöser erscheint, obwohl sich viele dafür ausgeben, fliehen sie zu Ersatzmeistern, zu Ersatzerlösern, die das Gefühl der Ohnmacht nehmen, die Schwierigkeiten meistern sollen.

Mannigfaltig sind die Zeichen für gesteigerte Bereitschaft, an Ersatzerlöser zu glauben: an Wunderärzte, Ruten-gänger, Handaufleger, Spökenkieker, an Entstrahlungsapparate, Psi-Kräfte, höhere Intelligenzen aus dem Weltall, die vorgeblich unsere Schwierigkeiten schon gemeistert haben. Die Flucht in kindlich-magische Erlebnisse und in den Wunderglauben läßt sich überall registrieren. Und überall läßt sich damit ein Geschäft machen.

Daß es Kräfte gibt, die der Mensch noch nicht kennt, wird nicht geleugnet. Verwerflich ist nicht, daß man sich wissenschaftlich und experimentell in Laboratorien mit unerkannten Kräften beschäftigt. Verwerflich ist die unkritische, massenhafte und gewinnträchtige Ausbeutung der menschlichen Angst und des Wunderglaubens. Die rücksichtslos ausgebeutete Faszination, die von unbekanntem Reizen ausgeht, von Suggestionerscheinungen, die massenhafte Sensation ist gefährlicher als alles, was an Horror-Krimis und Pornographie beklagt wird.

Wieder einmal droht der Wunderglaube, aus Angst und Ohnmacht geboren, zu einer Epidemie auszuarten. Davon profitieren nicht nur Hellseher, Wunderheiler, Psychokinetiker, Gabelverbieger. Das ist der ideale Nährboden für Demagogen, für Volksverführer.

Das endet schließlich im Ruf nach dem starken Mann. Wenn nur genügend viele Menschen nach dem starken Mann rufen, wird er eines Tages erscheinen. Das lehrt die Geschichte. Und auch, wohin das führt. Genau darin liegt die Gefahr. Das Wort

worauf am Ende

Er das wird, was er gewesen

werden wir nicht finden. Möglicherweise aber können wir uns retten vor dem starken Mann. Wie? Mit unserm Kopf, mit unserm Verstand. Dazu haben wir ihn schließlich.

*Hierzulande und anderswo
Gedichte*

Arbeitsfriede und Klassenharmonie
offiziell verordnet
von politischen Ärzten
die den Medien Rezepte machen
und Befehlsgewalt haben
über alle die
gehorschen lernten

*

Hier herrscht die Freundlichkeit
des Wettbewerbs bis zum Tode
wer nicht wettbewerbt
ist schon am Ende
die anderen reiben sich
lange die Hände

*

Erstens die Lohnerhöhung
zweitens die Lohnerhöhung
fünftens der höfliche Umgang
siebtens die Lohnerhöhung
drittens die Lohnerhöhung
erstens die Lohnerhöhung
Frage
und so weiter
zurück

Währenddessen
treten die Kumpels in Aktion
verlassen die Gerüste
und die Verschiebebühnen
und sitzen
streikend
vorm Fernsehapparat

*

Wir sehen die Welt in rosigem Licht
in diesem Land
in dem Brillen-Tragen Gebot ist
damit das Leben erscheint wie es ist
angenehm und bequem und behaglich
selig die Armen im Geiste
sie säen nicht sie ernten nicht
und ihre Konten wachsen beständig
über die Köpfe der Kopflosen
in diesem Land
in dem das Unglück
nur die Sünder verfolgt
in dem das Schicksal
noch immer das Schicksal ist
weil es die Ruhe ist und die Ordnung
und das Gesetz derer
die es besitzen
weil sie es sich gemacht haben
zu ihrem Nutzen und Frommen
in diesem Land
wo jeder seines Glückes Schmied ist
wo ein Schmied den andern Schmied
auf der Straße und in den Banken
über den Haufen fährt
geduldig die Stunde erwartend

da er selbst über den Haufen gefahren wird
in diesem Land
stehen wir auf der richtigen Seite
die Lustflotte steht unter Dampf
wir haben die Gasmasken angelegt
so stört uns nicht der Gestank
der Fäulnis unter dem Pflaster
vom Gefressenen und Gesoffenen
der Gestank des Nicht-Gedachten
Nicht-Befragten Nicht-Gefühlten
steht unter Dampf
läßt zurück wer zuviel denkt
wer eure Augen sehen will
wer an den Nasenflügeln
eure Empfindungen abliest
steht unter Dampf
wer nicht bezahlt bleibt zurück
wir wissen nicht wohin die Fahrt geht
wir überlassen dem Kapitän
das Ziel zu bestimmen
wir haben genug mit uns selbst zu tun
der Kapitän erlitt einen Herzinfarkt
aber er hält das Ruder fest in der Hand
wir kennen ihn nicht
aber wir vertrauen ihm uns an
wir laufen aus in die Zukunft
im glücklichen Bewußtsein
in allgemeiner Zufriedenheit
in diesem Land
wo die Wölfe die Pelze nach innen kehren
wo der Starke den Schwachen frißt
wo Schwäche ein Verbrechen ist
das mit dem Tode bestraft wird
wo Liebe verboten ist
unter Strafe der Impotenz
wo nichts im Dunkel bleibt

wo Brücken zu Asche zerfallen
wo die Verbindungen abgeschnitten sind
zwischen Menschen die Menschen sind
in diesem Land
in dem es heißt
besser ein Taugenichts denn ein Habenichts
in dem Kinder vergewaltigt werden
von ihren Erziehern
in dem wir rosige Brillen tragen
und in die Gasmasken kotzen
weil der Gestank durch alles dringt
der nächste Frühling
wird aus Kunststoff sein
in diesem Land

Israel

Empfange den Ritterschlag
von Wasser und Baum
den Ungesicherten
deine Feinde Erez Israel
schlafen an sterbenden Feuern
umkreist von den Säulen aus Sand
wenn sie erwachen
bei Asche und Grenze
aus einer Ohnmacht
die länger währe als die Stacheln
der Sonne jenseits
gezackten Übermuts
fällt in Schotter und Staub
in die schneidenden Gräser
unter Räder und Hämmer und Röhren
ihre trockene Gier und verlischt
in dieser Nacht
wiederholt sich die Nacht
von Jom Kipur
in dieser Nacht
ist schon in Schründen
das Glas gewachsen
ist aus den Steinen
die Milch gebrochen
hat sich Honig gesammelt
in Mörsern aus Wind und Geröll
und vom Süden zum Norden
ist das Dach schon gespannt
sie versüßen das Wort
auf den Zungen der Völker
deinen uralten Namen
EREZ ISRAEL

Countdown zum Paradies

I

Bühne: Von verschiedenen Leinwandflächen eingegrenzt, auf denen während der Szene I »O THE WONDERFUL WORLD« gezeigt wird: pulsierendes buntes Leben in sauberen Städten, auf schönen Autobahnen, schlanke Flugzeuge; tanzende Menschen, Spaziergänger, exotisch schöne Städte und Landschaften, buntes, erregendes Nachtleben; lächelnde Stars, Politiker, Playboys, Fürstinnen, Königinnen; bunte Verkaufsstraßen, moderne Bankgebäude, schmucke Eigenheime, Villen, schöne Industrieanlagen; alte und neue Kirchen, Gläubige auf dem Petersplatz in Rom, Jugendliche in Prozessionen; Politiker, die Kinder streicheln, Polizisten, die Geschenke verteilen, bunte, wehende Fahnen; fröhlich jubelnde Menschen in Fußballstadien, an Badestränden; lustige, un militärische Militärparaden. Eine mittlere, zentrale Leinwand bleibt vorerst leer, sie ist für Assoziationen des STUMMEN vorgesehen.

Vor den Leinwänden der gesamte Chor und der CHORFÜHRER.

CHOR: *It is a wonderful life.
O what a wonderful world.*

CHORFÜHRER: *Bläst euch der Wind in den Rücken?*

CHOR: *O ja!*

CHORFÜHRER: *Der Himmel wird heller und heller?*

CHOR: *O ja ja!*

CHORFÜHRER: *Ihr steht im Lichte der Zukunft?*

CHOR: *O ja ja ja ja!*

CHORFÜHRER: *Ihr liebt das bunte laute Leben?*

CHOR: *Wir lieben es, o ja.*

CHORFÜHRER: *Den Spaß, den Frohsinn, die Zerstreuung?*

CHOR: *Wir genießen das Leben, denn es ist kurz.*

CHORFÜHRER: *Die ganze Welt steht euch offen?*

CHOR: *Aber ja aber ja.*
 CHORFÜHRER: *Euch wird kund, was geschieht?*
 CHOR: *In der ganzen weiten Welt...*
 CHORFÜHRER: *Ihr seid unterrichtet, ihr wißt Bescheid?*
 CHOR: *Über alles über alles...*
 CHORFÜHRER: *Und besitzet, was ihr euch wünscht?*
 CHOR: *Aber ja aber ja...*
 CHORFÜHRER: *Habt Erfolg und sicheres Eigentum?*
 CHOR: *Erfolg und Sicherheit und Eigentum...*
 CHORFÜHRER: *So danket dem Herrn.*
 CHOR: *Wir danken dem Herrn von ganzem Herzen...*
 CHORFÜHRER: *Und bittet den Herrn, daß er euch segne.*
 CHOR: *Wir bitten dich, erhöre uns...*
 CHORFÜHRER: *Und alle, die für Ordnung sorgen.*
 CHOR: *...wir bitten dich...*
 CHORFÜHRER: *Und auch die, die uns regieren.*
 CHOR: *...erhöre uns...*
It is a wonderful life.
Und Hiersein ist herrlich.
Wir danken dem Herrn,
daß es so weitergeht.
O what a wonderful world...
it is o what o what it is...
It is a wonderful life.
Und Hiersein ist herrlich.
Wir danken dem Herrn,
daß es so weitergeht.
O what a wonderful world...
it is o what o what it is...

Das geht verstärkt ins Unverständliche über. Auf dem Höhepunkt tritt DER STUMME vor die mittlere Leinwand. Sofort umgibt ihn das BALLETT mit fahrbaren Fernseh-Geräten.

XII (Finale)

Auf den Leinwänden: blitzartige Erinnerungen an die Szenen von 1 bis 10, also: Dampfhammer, Kinofassaden, Illustrierten-Titel, gefüllte Schaufenster, Industriegigant, rauchender Schornstein, Wahlversammlung, Fußballstadion, Religionskrieg, Waffenarsenal, das Gesicht des Diktators. Alles im Flimmerlicht. Die Solisten ziehen, grotesk als Wahrer irgendeines Heiligtums verkleidet, im Kreis um die Bühnenmitte, rituell. Dort, auf einem kleinen Podest, wird ein goldener Fernsehapparat langsam aufgepumpt, bis er zum Schluß riesig erscheint: das goldene Kalb; die Mattscheibe ist auch vergoldet, sie bleibt aber leer.

ALLE SOLISTEN: *Ihr Menschen erwacht!
Erhell't wird die Nacht.
Es kommt aus der Ferne.
Es schwinden die Sterne.
Es naht sich, es naht sich
die farbige Pracht*

Der Chor kommt langsam, rituell, in geschlossener Formation aus dem Halbdunkel unter den Leinwänden heraus nach vorn. Erst jetzt sieht man, daß alle Chormitglieder Masken tragen, alle die gleichen Masken.

CHOR: *It is a wonderful life.
O what a wonderful world.*
CHORFÜHRER: *Daß der Wind uns in den Rücken bläst.*
CHOR: *...ora pro nobis...*
CHORFÜHRER: *...Daß der Himmel heller und heller
werde.*
CHOR: *...ora pro nobis...*
CHORFÜHRER: *Daß wir das bunte laute Leben nicht
verachten.*
CHOR: *...ora pro nobis...*
CHORFÜHRER: *Daß wir Spaß und Frohsinn und Zer-
streuung haben.*
CHOR: *...ora pro nobis...*
CHORFÜHRER: *...Daß die ganze Welt uns offen stehe.*

CHOR: *...ora pro nobis...*
CHORFÜHRER: *...Daß uns kund werde, was geschieht.*
CHOR: *...ora pro nobis...*
CHORFÜHRER: *Daß wir haben, was wir brauchen.*
CHOR: *...ora pro nobis...*
CHORFÜHRER: *...Erfolg und Eigentum und Sicherheit...*
CHOR: *...ora pro nobis...*

Das Fernsehgerät ragt nun schon über die Köpfe hinaus.

1. SOLIST: *Seht, da ist euer Gott...*
2. SOLIST: *...der euch aus dem Land...*
3. SOLIST: *...der Finsternisse...*
4. SOLIST: *...herausgeführt hat...*
1. SOLIST: *Welch ein Wunder reich an Segen...*
ALLE SOLISTEN: *...stellt doch dies Geheimnis dar.*
Seht, er kann sich selbst nicht regen,
durch den alles ist und war.
CHORFÜHRER: *Daß du die Früchte unserer Leistung er-*
halten wollest.
CHOR: *Wir bitten dich, erhöre uns.*
CHORFÜHRER: *Daß du unsere Wohltäter belohnen wol-*
lest.
CHOR: *Wir bitten dich, erhöre uns.*
CHORFÜHRER: *Daß du unsere Feinde vernichten wol-*
lest.
CHOR: *Wir bitten dich, erhöre uns.*
ALLE SOLISTEN: *Laß leuchten hell dein Angesicht*
in unsern langen Nächten.
Erfüll mit deiner Bilder Licht
die Seelen der Gerechten.
CHORFÜHRER: *Kommt lasset uns anbeten,*
kommt lasset uns anbeten.
CHOR: *Kommt lasset uns anbeten*
unsern Herrn.

Der Chor hat währenddessen um den Fernsehapparat und den Kreis der Solisten einen großen, zweiten Kreis gebildet. Jetzt fällt er, mit dem Gesicht zum Zentrum der Kreise, anbetend zu Boden. Die Solisten breiten segnend die Arme aus. Von nun an beginnt der Schatten des Stummen auf der zentralen Leinwand langsam zu verblassen.

CHORFÜHRER: *Laßt uns vor ihm nieder fallen.*
CHOR: *Ihm soll Preis und Dank erschallen*
1. SOLIST: *Dich loben wir...*
2. SOLIST: *...dich ehren wir...*
3. SOLIST: *...dich beten wir an...*
4. SOLIST: *...und preisen wir...*
5. SOLIST: *... und sagen Dank...*
6. SOLIST: *...dir alle Zeit...*
ALLE SOLISTEN: *Du goldener Herr der Herrlichkeit.*
7. SOLIST: *Drum laßt uns singen,*
ALLE SOLISTEN: *tanzen und springen.*

Der Chor erhebt sich, hebt die Arme, beginnt zu tanzen, rituell, zeremoniell, den Fernsehapparat zu umtanzen.

CHOR: *Lasset uns singen,
tanzen und springen,
tanzen und singen,
lasset uns springen...*

Das Ballett ist mit einem Wirbel auf die Bühne gekommen, kreist um den großen Kreis des Chores, durchbricht ihn, kreist um den Fernsehapparat, der jetzt Übermenschen-Größe erreicht hat, aber noch immer wächst. Der Tanz wird von Sekunde zu Sekunde schneller, wirbeliger, wilder, orgiastischer, er zieht Chor und Solisten schließlich in den wilden Wirbel hinein.

CHOR: *It is a wonderful life.
O what a wonderful world.
O what a world o what a life.
O wonderful o wonderful.*

*It is o what o what it is
wonderful wonderful wonderful wonder-
ful...*

Das wird bis ins Unverständliche wiederholt, bis daraus, in Verbindung mit dem Tanzwirbel, ein überlautes, völlig chaotisches, taumelndes Durcheinander geworden ist. Grellstes Licht auf den Fernsehapparat, fast schmerzliches Licht. Der Apparat hat jetzt seine optimale Größe erreicht.

Inzwischen ist, fast verdeckt durch das »goldene Kalb«, auf der zentralen Leinwand der Schatten des Stummen wieder sichtbar geworden, aber nicht nur er allein; er hat sich andere Stimme hinzugeholt, die nun auf allen verfügbaren Leinwänden als Schatten deutlich sichtbar werden. Wenn alle Leinwände besetzt sind, verkümmert der Fernsehapparat plötzlich, fällt schnell zusammen, wie ein angestochener Ballon, alle Figuren auf der Bühne fallen mit dem Gesicht zur Erde.

Absolute Stille.

In diese absolute Stille hinein, über viele Lautsprecher, die im Saal angebracht sein sollten, so daß die Stimmen aus allen Richtungen vernehmbar sind:

DIE STUMMEN: *WIR WERDEN NICHT SCHWEIGEN!*



Nachwort

Am 17. Juli 1922 wurde Paul Schallück als jüngstes von drei Kindern des Buchdruckers Heinrich Schallück und seiner Frau Olga Alexandrowna Nowikowa in der westfälischen Kleinstadt Warendorf geboren. Im Alter von nur 53 Jahren starb er in Köln am 29. Februar 1976. Während er heute als Schriftsteller fast vergessen erscheint, wenngleich zwei seiner Romane, *Ankunft null Uhr zwölf* und *Engelbert Reineke*, noch 1995 und 1997 Neuauflagen erlebten, gehörte er in den 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts zu den herausragenden Autoren der jungen Bundesrepublik Deutschland, und seine Stimme blieb bis zu seinem Tod in vielfältiger Weise im Bereich der Prosa und Lyrik, der Essayistik und des Feuilletons beachtet.

Schallück bezeichnete die Verwundbarkeit als ein Grundmotiv seines Lebens und Schreibens. Der Vater hatte nach einer in jeder Hinsicht abenteuerlichen Flucht aus der Kriegsgefangenschaft in Sibirien durch asiatische Länder, den Indischen Ozean und das Mittelmeer seine junge russische Frau mit in die wenig verständnisvolle westfälische Heimat gebracht. Der Sohn Paul wurde 1935 Schüler im »Herz-Jesu Missionshaus« in Boppard und danach in Hiltrup bei Münster, um selbst Missionar zu werden. Als die Schule der Patres 1940 von den Nationalsozialisten geschlossen wurde, kam er »als Fremder an das Laurentianum«, an die Traditionsschule seiner Heimatstadt Warendorf. Als Erster seiner Klasse wurde er noch 1941 zum Kriegsdienst einberufen. Beim Rückzug der deutschen Truppen verwundete ihn 1944 am Pont Neuf in Paris die Kugel eines Partisanen schwer am Bein. Seine Erzählung *Am Ufer der Seine* schildert 1955 diese Augenblicke, und fortan wird sein Hinken Symbol für

das Schicksal seiner Generation und die Verwundbarkeit des Menschen überhaupt. Dass Schallück einige Jahre später in Paris die Ehe mit einer Französin einging, weist vor diesem Hintergrund ebenfalls über die persönliche Lebensentscheidung hinaus.

»So direkt, so ungeduldig und anklägerisch hat wohl kein Schriftsteller der Nachkriegsliteratur nach dem Verbleib der Wahrheit gefragt und nach den Schlussfolgerungen, zu denen sie uns zwingt.« Mit diesen Worten charakterisierte Siegfried Lenz 1973 in einer Laudatio aus Anlass der Verleihung des *Nelly-Sachs-Preises der Stadt Dortmund* das literarische Werk Schallücks und bezog sich dabei insbesondere auf dessen Erstlingsroman. Frühe dichterische Versuche hatte Schallück selbstkritisch als »Klagen, Flüche und Verdammungen in Nietzsches Zarathustra-Manier« oder als »Naturreimereien in Goethenachfolge« bezeichnet und unveröffentlicht gelassen. Zu ihnen gehören aber auch biografisch aufschlussreiche Verse und formal wie inhaltlich gelungene lyrische Texte wie *Mutter Chaos. Ein Credo* sowie die erlebnishaft Spiegelung seiner Kriegsgefangenschaft, die deshalb in dieses Lesebuch aufgenommen wurden.

Seinen eigenen Ton fand Schallück in der Prosa. Mit den seit 1952 in enger Folge erscheinenden Kurzgeschichten, Erzählungen und dem Erstlingsroman *Wenn man aufhören könnte zu lügen* (1951) traf er den Nerv der Zeit. Unter dem für Schallück paradigmatischen Romantitel begegnet uns in dem Werk die Geschichte einer Studentenclique im Nachkriegsmilieu einer deutschen Universitätsstadt und insofern ein früher Campusroman. Den Frauenschwarm Thomas, mit der Studentin Bärbel liiert, haben Kriegserfahrungen zu einem Existenzialisten und Nihilisten gemacht, der sich von Selbstbetrug, Täuschung und Lüge umgeben sieht. Er verlässt seine Freundin, als er die attraktive Marion kennen lernt. Wie diese sich verliert, zeigt sich im Augenblicksgenuss eines Karnevals-

festes, als sie sich von ihrem Universitätsprofessor abküssen lässt. Ihr eigentlicher Kavalier Alex hat sie geschwängert und repräsentiert die dreiste Besitzgier der Schieberwelt. Die Versuche von Thomas, Marion zu »retten«, scheitern kläglich. Sie endet im Selbstmord. In einer rücksichtslosen Selbstbefragung werden ihm die eigene Schwäche sowie die materielle und geistige Zerrümmung seiner Lebenswelt bewusst.

In dem enttäuschten Idealisten Thomas, in dem mehrfach gespiegelten Motiv der Verwundung und in Details des Studentenalltags in einer »Matratzengruft«, von der ein damaliger Freund Schallücks, Engelbert Schücking, berichtet hat, finden wir vor dem Hintergrund des Lebensüberdrusses, geistiger Leere und seelischer Verwirrung eine Reihe autobiografischer Einfärbungen der Romanhandlung. Übereinander gelagerte Handlungsstränge und drastische Überzeichnungen führen zwar zu Kompositions- und Gestaltungsschwächen dieses Erstlingsromans. Sie werden aber wettgemacht durch fesselnd erzählte, mit Realität gesättigte Einzelszenen und das durchaus authentische Gesamtbild des Studentenlebens der Nachkriegszeit, das an Hemingways Schilderungen einer »Verlorenen Generation« erinnert.

Schuld und Selbsttäuschung, Verwundung und Wahrheitssuche sind auch wiederkehrende Themen in Schallücks Kurzgeschichten, mit denen er, sicher im formalen Zugriff und differenziert in der sprachlichen Gestaltung, einen bedeutenden Beitrag zu dieser in der deutschen Literatur der 1950er- und 60er-Jahre neuen Gattung leistete. Als beispielhaft stellt das Lesebuch die 1953 erstmals veröffentlichte und später in die Sammlung *Lakrizza und andere Erzählungen* übernommene Kurzgeschichte *Ein unerklärlicher Augenblick* vor. Die Virtuosität, mit der Schallück in Momentaufnahmen Lebensschicksale und Charaktere zu erfassen wusste, führt auch im Hand-

lungsgeflecht der späteren Romane zu eigenständigen Szenen und erhellenden Zuspitzungen.

Mit seinem zweiten Roman *Ankunft null Uhr zwölf* (1953) beeindruckt er die zeitgenössische Kritik wiederum durch den starken Gegenwartsbezug der Handlung, die auf einen Abend zwischen Ladenschluss und Ankunft eines Zuges aus Berlin um null Uhr zwölf in einer Stadt konzentriert ist, aber durch zahlreiche Rückblenden ein von dunklen Grautönen bestimmtes deutsches Kriegs- und Nachkriegspanorama in den Schicksalen mehrerer Geschwister eröffnet.

Die Personenkonstellation entspricht der eines Familienromans. Der verwitwete Vater, eine Gestalt aus dem »Gestern«, durchläuft, gleichsam mit dem Tod um die Wette, die nächtliche Stadt, um die Söhne und Töchter an das Sterbelager der jüngsten, erst 19-jährigen Tochter zu rufen. Das Leben der Geschwister wird durch den Tod als Wahrheit und Daseinsmacht für einen Augenblick angehalten, sie erscheinen wie zum Verhör geladen und werden unerbittlich als traumatisierte und gebrochene Existenzen entlarvt. Am eindrücklichsten wird die barbarische Lebenswirklichkeit am Schicksal der Schwester und jungen Ärztin Charlotte in einer eingeblendeten zweiten Rahmenhandlung entfaltet. In einer meisterhaften Montage führt der Schriftsteller die Handlungselemente und Personen schließlich im Schlusskapitel zusammen und lässt den Roman mit der Wiederbegegnung von Charlotte und ihrem Studienfreund Peter in einen offenen Schluss münden.

Nachdem Schallück mit dem Roman *Ankunft null Uhr zwölf* zu einem Hoffnungsträger der deutschen Nachkriegsliteratur avanciert war, erschien schon ein Jahr später, 1954, sein dritter Roman, *Die unsichtbare Pforte*. Der ursprünglich geplante Titel »Bolero« blieb insofern wirksam, als die Musik Ravels in der entscheidenden Konfliktsituation im Roman symbolische Bedeutung erhält.

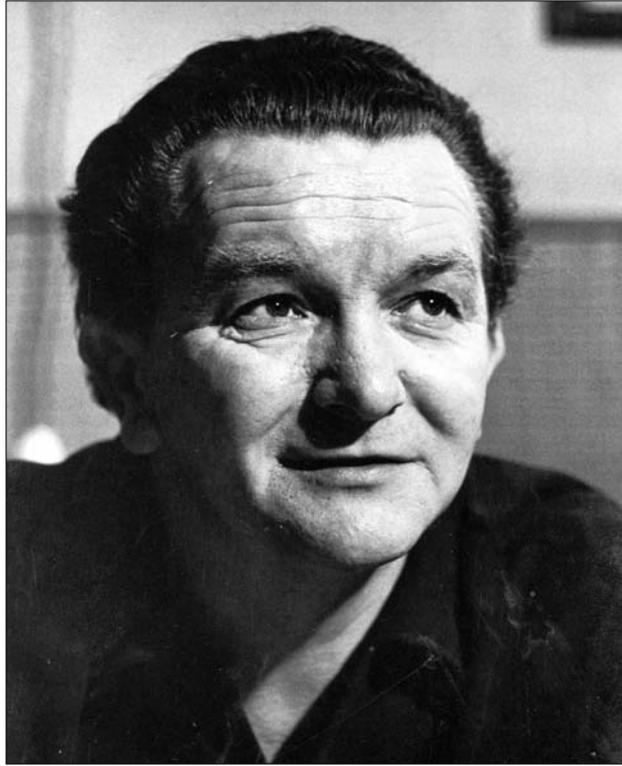
Schallück wählt diesmal eine chronologische Handlungslinie, in der Rückblenden die Vergangenheit der Zentralfigur, des 33-jährigen Ulrich Bürger, enthüllen, der schwer verwundet aus dem Krieg zurückkehrte und zum Drogenabhängigen geworden ist. Das hoch aktuell gebliebene Suchtthema wird in seinen praktischen und psychischen Tiefdimensionen entfaltet, indem Ulrich in die unerbittliche Entscheidungsnotwendigkeit geführt wird, sich entweder »im Garten Eden seines Jahrhunderts« der Droge und damit dem sicheren Tod zu überantworten, oder freiwillig die Hölle einer Entziehungskur zu durchlaufen. Nach mehreren gescheiterten Entzugsversuchen treibt er am Tiefpunkt seines Lebens drei dramatische Tage lang durch eine westdeutsche Großstadt, ehe er die »unsichtbare Pforte« einer Klinik zu passieren die Kraft findet. Ob die Anstaltstür tatsächlich zur Befreiung führt, bleibt offen.

Stimme und Urteil Schallücks, der 1952 Mitglied der *Gruppe 47* geworden war, erlangten nunmehr in den Diskussionen der bundesrepublikanischen Kulturszene ein erhebliches Gewicht. Essays und Kurzprosa in überregionalen Zeitungen und Zeitschriften sowie seine Tätigkeit in der Kulturredaktion des WDR begannen deshalb seinen schriftstellerischen Alltag zu bestimmen. Die äußere Anerkennung durch Preisverleihungen blieb nicht aus. Als er, Preisträger der *Zuckmeyer-Stiftung* von 1953, im Jahr 1955 den *Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis* (*Westfälischer Literaturpreis*) zugesprochen erhielt, entspann sich insbesondere im *Westfalenspiegel* und im Folgejahr auf dem »Schmallenberger Dichtertreffen« mit einer berühmten Autorenlesung vor nicht weniger als 1 000 Zuhörern eine heftige öffentliche Polemik um das Westfälische in seinem Werk sowie um den Begriff der Heimatliteratur. Das veranlasste Schallück zu einer grundsätzlichen Erwiderung in dem Aufsatz *Mein Verhältnis zu Westfalen*, der bis heute für seine Verortung als

Schriftsteller und für die Abgrenzung seines Werkes vom regionalen Kontext erhellend geblieben ist.

Die Nachwirkungen des Schmallenberger Treffens bekam Schallück persönlich zu spüren, als er in seine Heimatstadt eingeladen und wieder ausgeladen wurde. Seine 1965 im *Atlas. Zusammengestellt von deutschen Autoren* bei Wagenbach erschienene Satire *Warendorfer Pferde* führte dort aber überraschenderweise zu einer Wiederannäherung, die mit der humorigen Rechtfertigung *Bekenntnisse eines Nestbeschmutzers* 1972 in eine späte Versöhnung mündete.

Inzwischen hatte Schallück mit den Vorarbeiten zu einem Roman begonnen, der sein Hauptwerk werden sollte. 1953 war in der Gewerkschaftszeitung *Welt der Arbeit* eine Kurzerzählung unter dem Titel *Beileibenicht – Nachruf auf einen Lehrer* erschienen, die Charakterskizze eines liebenswerten Lehreroriginals vor dem finsternen Hintergrund der NS-Zeit. Sie bildet einen Kern des Romans *Engelbert Reineke*. Dessen Erstveröffentlichung im Jahre 1959 als Taschenbuch in einer Auflage von 40 000 Exemplaren durch den S. Fischer Verlag war ein Novum in der Taschenbuchgeschichte und geschah in der erklärten Absicht des Verlages, Verdrängungsprozessen von Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus entgegenzuwirken. Der Roman wurde schon dadurch zu einem Schlüsselwerk der »Vergangenheitsbewätigung« in Bezug auf die Erfahrungen und inneren Verwüstungen der Menschen im »Dritten Reich«. Das Echo und die Wirkung im In- und Ausland waren beachtlich, in den folgenden fünf Jahren wurde der Roman in sechs Sprachen übersetzt. Zur Bewertung der Rezeption gehört auch die Tatsache, dass die Veröffentlichung im Umfeld der ebenfalls 1959 erschienenen Romane *Die Blechtrommel* von Günter Grass und *Billard um halb zehn* von Schallücks Schriftstellerfreund Heinrich Böll erfolgte.



Paul Schallück (1922-1976)

Die Romangegenwart umfasst einen Tag des Jahres 1956 im Leben des jungen Studienassessors Engelbert Reineke. Er ist auf Wunsch der Mutter an das Gymnasium seiner Heimatstadt Niederhagen zurückgekehrt, wo auch sein Vater Leopold, den die Schüler »Beileibenicht« nannten, tätig war, bis er, von Kollegen denunziert, ins KZ Buchenwald deportiert wurde und dort ums Leben kam. Engelbert muss erfahren, dass er im Kollegium und in der Stadt als »eine wandelnde Vergangenheit« und »ein Gewissensbiss« betrachtet wird, weil er ungewollt alle zur Stellungnahme zu ihrem je eigenen Verhalten in der Vergangenheit zwingt. Er kann durch das Angebot einer Anstellung in einem florierenden Industrieunternehmen aus Niederhagen fliehen, entscheidet sich aber nach inneren Kämpfen zu bleiben und damit dem Vergessen und Verdrängen zu widerstehen. Episodenhafte Rückblenden erhellen den Entscheidungsprozess, fügen sich kaleidoskopartig zu Bildern menschlicher Verhaltensweisen und gesellschaftlich-politischer Zustände im »Dritten Reich« und in der Nachkriegszeit zusammen und führen zur Aufdeckung von Wahrheit und Schuld.

Nicht nur als zentrales Werk der Vergangenheitsbewältigung ist der Roman zu lesen, er steht auch, wie die literaturwissenschaftliche Forschung bemerkt hat, in der Tradition des deutschen Schulromans, und er ist schließlich durch vielfache orts- und personenbezogene Anspielungen auf die Geburtsstadt des Autors und auf das von ihm dort besuchte Gymnasium ein Schlüsselroman. Ein in Wortspielen und Überzeichnungen meisterhaftes Vermögen zu satirischer und humoresker Szenengestaltung, glänzende Charakterisierungskunst und ein hoch differenziertes Erzählkolorit sichern ihm einen bleibenden Platz in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts.

Köln wurde schon früh der Lebensmittelpunkt von Paul Schallück. Die Stadt bildet den Handlungsraum seines letzten, als Trilogie geplanten Romans *Don Quichotte in*

Köln, mit dem er 1967 aber nicht mehr an die Erfolge der früheren Romane anknüpfen konnte, wenngleich der Text in hohem Maße gegenwarts gesättigt war.

Der neue Don Quichotte ist der Rundfunkredakteur Anton Schmitz, der aus seiner bisherigen Existenz ausbricht und mit seinem Freund Peter Scheel in die lärmende Großstadt eintaucht mit dem Ziel, das Gute zu befördern, das Böse zu bekämpfen und die »Dulcinea« des Cervantes zu erobern, die hier Claudia heißt. Aus dem Ross Rosinante und dem Esel sind zwei Fahrräder geworden, auf denen sie ihren Abenteuern entgegensteuern, die Wirklichkeit immer ein wenig verrückter wahrnehmend, als dies ihre Umwelt tut, so dass der Alltag parodiert wird und grotesk, ironisch oder humorvoll gespiegelt erscheint. Die Virtuosität der Sprache Schallücks bleibt beeindruckend. Dass sich in dem Ritter von der traurigen Gestalt oder mit dem wehmütigen Blick und in seinen Erlebnissen eine Menge Biografisches wiederfindet, kann den Reiz der erneuten Lektüre dieses von der zeitgenössischen Kritik verkannten Romans zusätzlich vertiefen.

Die im Roman verarbeitete intime Kenntnis des Journalismus ergab sich aus der Tätigkeit Schallücks beim Hörfunk des WDR und, seit Mitte der 1960er-Jahre, auch beim Fernsehen. Nicht weniger als 164 Arbeiten verschiedenster Genres sind nachweisbar und bilden zusammen mit zahlreichen essayistischen Veröffentlichungen und Glossen in wichtigen überregionalen Zeitungen, insbesondere in dem Gewerkschaftsorgan *Welt der Arbeit* sowie in Kulturzeitschriften, einen bedeutenden Teil seines schriftstellerischen Werks und seiner Breitenwirkung. Schließlich übernahm er 1971 auch noch die Chefredaktion der vierteljährlich erscheinenden *Dokumente. Zeitschrift für übernationale Zusammenarbeit*, für die er ebenfalls regelmäßig schrieb. Einen kleinen, aber repräsentativen Querschnitt dieser Arbeiten legte Schallück

selbst 1962 mit dem Sammelband *Zum Beispiel. Essays* vor. Einen umfassenderen Überblick gewährt der von Walter Gödden und Jochen Grywatsch 2003 herausgegebene Band *Moment mal! Glossen und Gedanken zur Zeit*, so dass wir uns auf die Wiedergabe einiger paradigmatischer Texte, *Erfolg! Erfolg!* (1967), eine 1971 in der bibliophilen Berliner Handpresse erschienene Satire *Olympische Disziplin* und die Glosse *Wir Zauberlehrlinge* (1974) aus der Zeitschrift *Dokumente* beschränken. Gegen Ende seines Lebens folgte Schallück der Einladung zur Veröffentlichung von Gedichten in einer Lyrikanthologie von Autoren aus Nordrhein-Westfalen, so dass sich mit den hier ausgewählten Texten eine Vergleichsmöglichkeit zu seinen lyrischen Anfängen ergibt. Schallück hatte richtig erkannt, dass seine Talente in anderen Gattungen ausgeprägter waren. Dennoch gelangen ihm Verse von großer Eindringlichkeit, die in ihrem sozialkritischen und aufklärerischen Duktus an Enzensberger erinnern und die allgemeinere Tendenz moderner Lyrik zur Verdichtung sprachlicher Bilder durch Aussparungstechnik spiegeln. Von dem Gedicht *Israel* schließlich lässt sich eine Linie zurück zu der von ihm 1958 zusammen mit Heinrich Böll gegen das Vergessen begründeten Bibliothek zur Geschichte des Judentums, der *Germania Judaica*, ziehen.

Gewissermaßen als zusammenfassenden Abgesang von Schallücks bohrender Wahrheitssuche wie seiner durchaus immer präsent gebliebenen Neigung zu dramatischen Gestaltungen können wir das in seinem Todesjahr erschienene Oratorium *Countdown zum Paradies* lesen. Eine als »Chor« auftretende Masse beherrscht die zwölf Bilder in Exzessen einer dem Konsum und kollektiver Verdummung verfallenen Gesellschaft. Das Horrorszenario gipfelt in einem Tanz um den Götzen Fernsehen, das moderne Goldene Kalb.

Schon 1974 hatte ein Herzinfarkt Paul Schallücks Gesundheit schwer geschädigt. Ein Bronchialkrebs, der erst wenige Wochen vor seinem Tod diagnostiziert wurde, riss den 53-jährigen am 29. Februar 1976 aus dem Leben. Hans Schwab-Felisch, einer seiner Weggenossen, charakterisierte ihn damals in einem Nachruf in der *FAZ* als einen unvergesslich zur Gegenwart seit dem Ende des II. Weltkrieges Gehörenden, weil er sie »in Romanen, Geschichten oder Hörbildern beschrieb, weil er sie in Essays analysiert und in Bekenntnissen herausgefordert« habe. Wir lesen Schallück heute als eben diesen Zeugen eines literarischen Neubeginns in der Bundesrepublik Deutschland, der weniger von sprachlich-formalen Experimenten ausging als vielmehr von zentralen Fragen nach Wahrheit und Lüge im gesellschaftlichen wie im persönlichen Leben. Wir lesen ihn aber auch als einen Sprach- und Charakterisierungskünstler, der zu befreiendem Lachen über unvollkommene Wirklichkeiten führt.

Klaus Gruhn

Zu den bio-bibliografischen Daten vgl. *Westfälisches Autorenlexikon*. Hg. i. A. des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe v. Walter Gödden und Iris Nölle-Hornkamp. Bd. 4: *1900 bis 1950*. Paderborn 2002, S. 688-698. Aktualisierte Fassung online unter: <http://www.autorenlexikon-westfalen.de>.

Textnachweise

Die Texte wurden chronologisch nach deren Erscheinen angeordnet und folgen dem Erstdruck. Varianten späterer Ausgaben blieben unberücksichtigt.

Die alte Ems aus: *Neuer Emsbote*, 238 v. 29.08.1939 – *Im Joche des Pedanten, Gefangen und Sprung in die Freiheit* und *Aus: Mutter Chaos. Ein Credo* (unveröffentl. Mss., Privatbesitz) – *Manifest der Jugend an die Welt* (Flugblatt; Privatbesitz) – »Die Maske ist unser wahres Gesicht« und »Wenn man aufhören könnte zu lügen« aus: P. Sch.: *Wenn man aufhören könnte zu lügen*. Opladen 1951, S. 111-119 u. 163-172 – *Ein unerklärlicher Augenblick* aus: P. Sch.: *Lakrizza und andere Erzählungen*. Baden-Baden 1966, S. 25-29 (Erstabdruck FAZ 1953) – »Na hör mal, wer verliebt sich denn schon?« und »Wo sollen wir denn hin?« aus: P. Sch.: *Ankunft null Uhr zwölf*. Frankfurt/M. 1953, S. 47-55 u. S. 389-403 – *Beileibe nicht« – Nachruf auf einen Lehrer* aus: *Welt der Arbeit* (Köln), H. 11 v. 13.03.1953 – »Die Mauer« und »Keiner ist verloren« aus: P. Sch.: *Die unsichtbare Pforte*. Frankfurt/M., S. 7-17 u. S. 231-244 – *Mein Verhältnis zu Westfalen* aus *Westfalenspiegel* (Münster), H. 7/1955 – »Ein neuer Chef. Alle Kraft voraus in starrem Braun«, »Niederhagen – die Zeit war aufgerissen wie eine Wand« und »Deutschstunde« aus: P. Sch.: *Engelbert Reineke*. Frankfurt/M., S. 14-18, S. 39-43 u. S. 129-133 – *Warendorfer Pferde* aus: *Atlas zusammengestellt von deutschen Autoren*. Berlin 1965, S. 175-184 – *Erfolg! Erfolg!* aus: *Welt der Arbeit* v. 23.10.1967 – »Verrückt?«, »Laß doch den Onkel reden, Kind« und »Die Hand« aus: P. Sch.: *Don Quichotte in Köln*. Frankfurt/M. 1967, S. 170-174 – *Olympische Disziplin* aus: H.P. Keller/G. Lanser (Hg.): *Satzbau, Poesie und Prosa aus NRW*. Düsseldorf 1972, S. 83f. – *Wir Zauberlehrlinge* aus: *Dokumente. Zeitschrift für übernationale Zusammenarbeit*, H. 2/1974, S. 91f. – »Hierzulande und anderswo. Gedichte« und *Israel* aus: H.E. Käufer: *Schallüeck-Neumann-Pfeiffer. Hierzulande und anderswo*. Wuppertal 1974, S. 34ff. u. S. 57 – *Countdown zum Paradies I und XII. Oratorium mit Grafiken v. M. Schwienhorst*. Leverkusen 1976, S. 6f, S. 31 u. S. 46f.